

BEROBAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Inhalt: Hoher Besuch in Sanssouci (mit Illustration von Karl Reichlin). — Ein Glas Wasser oder eine Rosenknoche. Novelle von Louise Mühlbach. (Fortsetzung). — Gefangene Frauen. II. Von George Fesefeld. (Schluß). — Römische Briefe. II. Von Wilhelm Marr (mit Illustration). — Die Vertrauten. Von Ludwig Pietich (zur gleichbenannten Illustration von G. de Jonghe). — Berliner Briefe. Von Otto Glagau. — Eine Wohlthäterin der Kindheit. Von F. von Hohenhausen. — Intermezzo. Von Richard Wüerfl. — Wirtschaftsplaudereien. — Schach-Aufgabe. — Auflösung der Charade Seite 232. — Modenbild nebst Beschreibung. — Correspondenz.

Hoher Besuch in Sanssouci.

Mit Illustration von Karl Reichlin.

Der königliche Park von Sanssouci, die prachtvolle und sinnige Schöpfung des großen Friedrich, hat seit dessen Zeit manche glänzenden Gäste in seinen Alleen wandeln und fahren, in den von seinen grünen laubigen Hallen beschatteten oder daran grenzenden Lustschlößern zum Gastbesuch weilen sehen, gebetene und erwünschte; zuweilen aber auch herzlich unwillkommene. Wenig über ein Jahrzehnt ist vergangen, seit einer dieser Gäste lebhaft wieder die Erinnerung an den unwillkommensten von Allen erweckte, an den Besuch des Siegers von Jena, des grausamen Feindes Deutschlands, Napoleon I. Das war dessen Nefle, der „rothe Prinz“ Napoleon, in dessen Zügen und Gesichtsformen, Haltung zu Fuß und zu Pferde der große Soldatenkaiser äußerlich noch einmal lebendig geworden zu sein schien. Der preussische Hof, den er zu besuchen gekommen war, die Mitglieder der königlichen Familie erfüllten gegen den Better des französischen Herrschers die Pflichten der Gastfreundschaft in gewohnter höflichster Weise. Aber zu einer rechten herzlichen Wärme sind doch auch damals die Beziehungen zwischen Wirthen und Hausherren im Park und Schloß von Sanssouci und diesem Gast nicht gediehen.

Wie ganz anders aber gestaltete sich das Verhältnis zu den Gästen, welche dort in den schönen, mit großartigem künstlerischem Sinn angelegten Orangeriebäuden auf der Anhöhe am Westrande des Parkes in diesen ersten Junitage ihr Quartier nahmen. Politische und rein menschliche Gründe wirkten zusammen, diesen Besuch zu einem hoch willkommenen und angenehmen zu machen. War es doch wie die persönliche, die sinnliche Bestätigung und Bekräftigung der engen freundschaftlichen Verbindung, welche gemeinsame Interessen zweier großer Völker, der Italiener und der Deutschen und ihrer Herrscherhäuser, welche verwandte Richtungen und Resultate ihrer staatlichen Entwicklung während der letzten zehn Jahre bereits zwischen ihnen geknüpft hatten.

Wenn dem Besuch und den Gästen durch diese Thatsache schon eine große Popularität bei den Bewohnern der deutschen Kaiserstadt gesichert war, so trugen zwei Umstände dazu bei, die Beliebtheit Jener und die Herzlichkeit des Empfanges zu steigern; der eine war der nächste Anlaß dieses Besuchs, der andere die

Persönlichkeit, wenigstens der einen schöneren Hälfte des Paares.

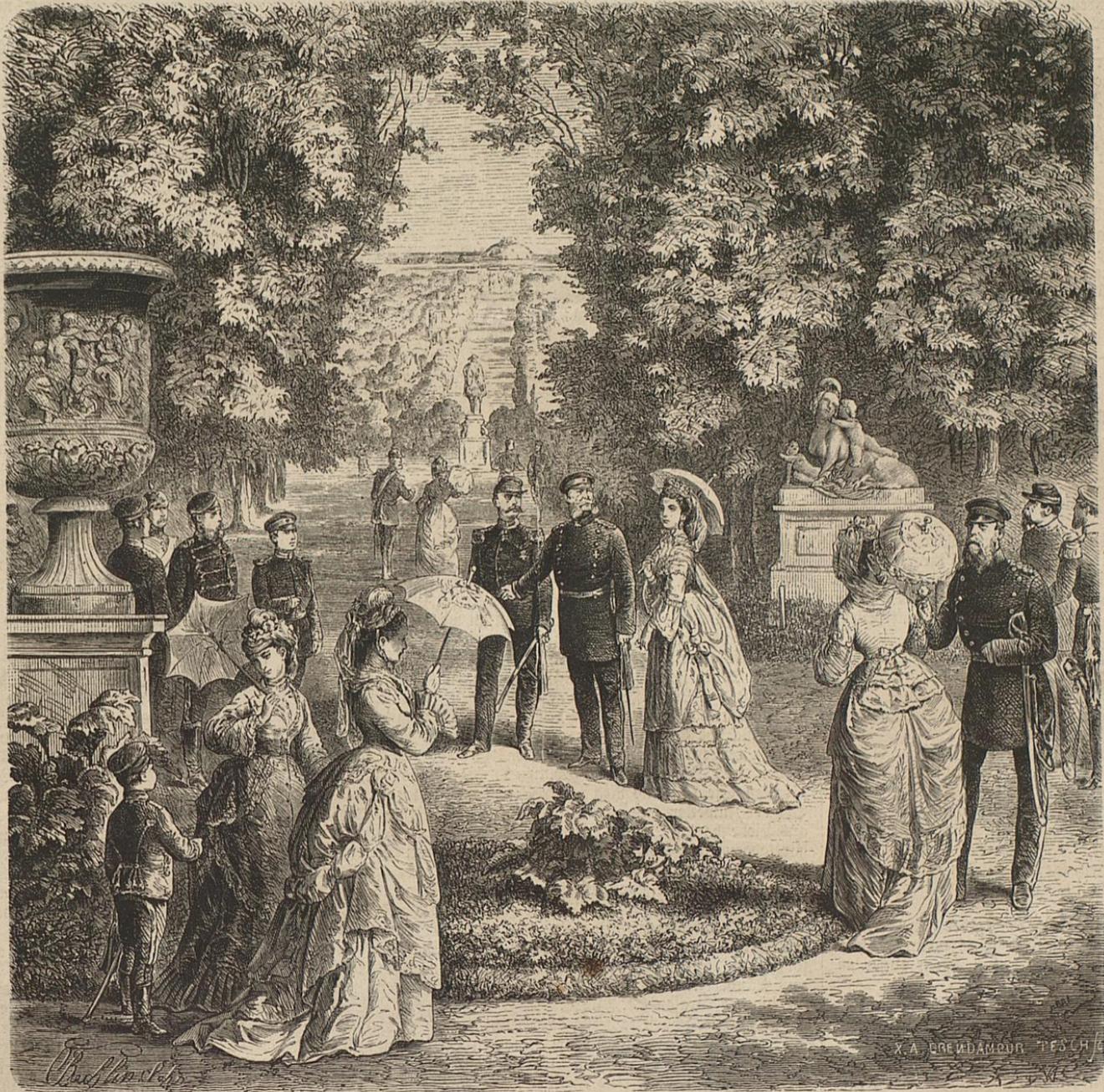
Man weiß, daß der Anlaß die Taufe des jüngsten Sprösslings des königlichen Hauses, des achten Kindes und jüngsten Töchterchens der Kronprinzessin des Deutschen Reiches war. Das italienische Kronprinzliche Paar war zur Taufe desselben eingeladen und hatte bereitwillig die Pathenstelle angenommen. Allen

italienischen Gäste. Und es gehört keine besondere Prophetengabe dazu, um für die ersten Septembertage dieses Jahres einen neuesten praktischen Beweis gelegentlich des in sichere Aussicht gestellten Besuchs des österreichischen Herrscherpaars und des Aufenthalts der schönsten aller Kaiserinnen am hiesigen Hof voraussagen zu können.

Der Kronprinz Humbert ist eine Erscheinung von jugendlich männlichem kraftvollem Gepräge; seine elastische mittelgroße Gestalt eine echte Hülarenfigur. Bekanntlich bestätigt sie diese Meinung, welche ihr Anblick erweckt, in Wirklichkeit vollkommen. Schnitt und Ausdruck seines Kopfes stehen durchaus in Harmonie damit. Es ist etwas entschieden kriegerisches, Berwegenes in seinen Formen, wie in den blühenden, dunkeln, bald vollenden, bald starrenden Augen, welche auch oberhalb der braunen Iris noch das umgebende Weiß der Hornhaut zwischen ihr und den Lidern sehen lassen. Das ganz kurz geschnittene Haar und der riefige braune Schnurrbart unterstützen und prägen diesen Grundcharakter der Physiognomie noch bestimmter aus.

Zu dieser Erscheinung des Fürsten bildet die seiner Gemahlin den allerhöchsten Gegensatz. Etwas höher gewachsen, als er, schlank, elancirt, zart, licht, blond, von fast jungfräulicher Anmuth, kann sie als eine der liebenswürdigsten Typen hoher Weiblichkeit gelten, welche des Glanzes der Stellung nicht bedürfte, um die Herzen zu gewinnen. Das deutsche Blut in den Adern der Enkelin des sächsischen Königs verleugnet sich weder in ihrer körperlichen Bildung, noch in ihrer Sprache. Sie beherrscht die unsere vollkommen.

Wie jede wahrhaft anmuthige Frau hat die Prinzessin den Sinn und Geschmack der Toilette, des für sie Passenden in der Tracht, in eminentem Grade. Der feine Tact der hochgebildeten Frau bewahrt sie dabei vor jeder Extravaganz und ihrer Erscheinung die volle Harmonie zwischen der Persönlichkeit und der Hülle. Dieser wohlthuende Eindruck machte sich mir schon damals aufs lebhafteste fühlbar, als ich der jungen Fürstin zu Baden-Baden in den Concerten und auf der Promenade täglich begegnete. Bei ihrem hiesigen Aufenthalt wiederholte sich mir nur derselbe, auch bei solchen Gelegenheiten, bei welchen die Sitte der hohen Frauen die Entfaltung prächtigen Glanzes als eine Pflicht auferlegt. Wie schön und discret wußte sie denselben zum Beispiel bei dem Tauffest des Kronprinzlichen Töchterchens, das fortan ihren eigenen Namen Margaretha trägt, zu genügen.



Prinz Georg. Prinz Friedrich. Kronprinz. Kaiser. Kronprinzessin.
Prinz Joachim. Prinzessin Maria. Humbert. Wilhelm. Margaretha.
Prinzessin Maria Anna. Kronprinz Friedrich Wilhelm.

Hoher Besuch in Sanssouci. Zeichnung von Karl Reichlin.

aber, was zum Hause und zur Familie „unsern Fritz“ in einer intimeren Beziehung steht, oder in eine solche tritt, bringt man in Preußen und speciell in Berlin von vorn herein ein eigenthümliches herzlich gefärbtes Interesse entgegen.

Aber alle tiefsten und bedeutendsten Wirkungen auf der Menschen Gemüth beruhen doch erst auf der Persönlichkeit. Des Siegers von Weissenburg und Wörth und seiner Gemahlin und ihrer Kinder Stellung zu unserm Volk ist selbst eins von den zahllosen Beispielen und Beweisen dafür. Auf's neue fand dieser Satz seine glänzende Bestätigung bei der Anwesenheit unserer

Unvergesslich bleibt Jedem, der sie dabei gesehen, diese wahrhaft poetische Erscheinung: Die seidene Schlepprobe von dem feinen gebrochenen Ton der Theerosen, mit Knospen, zarten Blüten und Blättern derselben garnirt, über dem weißen Atlas-Unterleide; im prachtvollen blonden Haar das Brillant-Diadem mit dem Schmuck der gleichen Blumen verschlungen, und die ganze Gestalt, von den Locken niederwärts, gleichsam überrieselt von dem durchsichtigen Schleier von flimmernder Silbergaze. So schritt ihr hohe Gestalt an jenem Tage an des Kaisers Arm, das erste Paar im Zuge der Taufzeugen, durch den Muschelsaal und die Zaspisgalerie des Neuen Palais zu dem Taufisch, welcher vor dem Altar und purpursammetnen Baldachin an der Rückwand der letzteren zu der heiligen Handlung errichtet war. Kronprinz Humbert führte die Frau Prinzessin Friedrich Karl. Zum ersten Mal an diesem Tage trug er die preussische Uniform; es war die lichtblaue, mit silbernen Schnüren und Besätzen geschmückte des 13. (heftischen) Husarenregimentes, zu dessen Chef der Kaiser und König den hohen Gast am Morgen dieses Tages ernannt hatte.

Durch die Museen und zu den sonstigen Sehenswürdigkeiten Berlins war der deutsche Kronprinz der unermüdbare Führer und Begleiter seiner Gäste, welchen er die seinerseits in Italien von ihnen empfangene Gastfreundschaft in jeder Weise mit der ihm eigenthümlichen Liebenswürdigkeit zu erwiedern beieifert war. Aber auch der greise Kaiser zeigte sich nicht minder eifrig, seiner Nitterpflicht gegen die schöne fürstliche Frau zu genügen, deren Unterhaltung ihm das lebhafteste heiterste Interesse gewährte. In seinem Arm zeigt sie der Künstler hier im Gespräch dahinwandelnd über jenen Vorplatz des Parkes von Sanssouci, welchen zunächst die herrliche Bronzefase Drake's mit dem Relief-Frieze von seinem Friedrich-Wilhelms-Denkmal im Thiergarten, und die beiden prächtigen marmornen Sphinge, feste Meisterwerke der decorativen Plastik des 18. Jahrhunderts, die Hüterinnen des Eingangs in den eigentlichen Schloßgarten, schmücken. Die in Marmor ausgeführte kleinere Wiederholung der Reiterstatue des großen Friedrich erhebt sich tiefer im Mittelgrunde, überragt von den mit den Drangerien besetzten Terrassen, deren letzte Höhe das reizende Mpl des königlichen Philosophen krönt. Mandes Mitglied des preussischen Königshauses gab der Künstler hier den italienischen Gästen zur Begleitung: Den Kronprinzen, der dort zur Linken mit einer Dame plaudert, welche uns leider ihr Gesicht verbirgt, nachdem sie durch ihre Gestalt unsre volle Neugier erweckt hat, es kennen zu lernen und die Probe der Nichtigkeit unserer Muthmaßungen von ihrem Namen zu machen, den ältesten Sohn unseres Thronfolgers, den jungen Gardeoffizier, Prinzen Friedrich Wilhelm Victor, dort drüben nahe dem Hel-den von Mex und Orleans, Prinzen Friedrich Karl, und am nächsten Vorgrund zur Rechten dessen anmuthvolle Gemahlin mit der bereits zur blühenden Jungfrau erwachsenen Tochter und dem kleinen Sohn, Prinzen Joachim, dem jüngsten Husaren der Armee, welcher seinen Kalpat, Dolman, Utilla, Tasche, Säbel und ungarische Stiefeln heute schon mit acht militärischem drollichem Aptom trägt.

Längst sind jene fürstlichen Gäste bereits von dem schönen Herrscherthum der preussischen Könige und vom Boden des eng befreundeten Deutschen Reiches geschieden. Die Eindrücke, welche sie hinterlassen, und die, welche sie von hier empfangen und mitgenommen haben in ihre schönere Heimath, werden auch, abgesehen von der politischen Wichtigkeit dieses Besuchs, für beide Theile gleich freundliche und angenehme gewesen sein.

Ein Glas Wasser oder eine Rosenknope.

Novelle von Louise Mühlbach.

(Fortsetzung.)

IX.

Solanges hatte ihren Vater an diesem Tage noch nicht gesehen. Er schlief noch, als sie am Morgen aus ihrer Kammer trat, und sie war ängstlich bemüht, ihn nicht zu wecken. Sie wußte ja, daß er die ganze Nacht nicht geruht hatte. Nur der alten Aufwärterin hatte sie gesagt, sie möge ihrem Vater mittheilen, daß sie zu der Gräfin Dutang gegangen sei.

Ihr Vater saß noch bei seinem einfachen Frühstück, als sie zurückkehrte. Er erhob sich von seinem Sitz, ging ihr entgegen und reichte ihr seine beiden Hände dar zum Morgengruß. Aber er vermied es, ihrem Blick zu begegnen, und seine Stimme war fast verlegen und schüchtern, als er sie begrüßte.

Sie las in seinen eingefallenen Zügen, auf seinen blassen Wangen die traurige Geschichte dieser Nacht, und ein tiefer Seufzer entquoll ihrer Brust.

„Also bei der Gräfin Dutang warst Du, Solanges?“ fragte der alte Graf, indem er sich wieder niedersetzte und sich eifrig mit seinem Frühstück beschäftigte.

„Ja, mein Vater, Sie wissen, die alte Gräfin war stets sehr gütig gegen mich, und so nahm ich auch jetzt zu ihr meine Zuflucht.“

„Deine Zuflucht?“ fragte ihr Vater, und über seine bleichen Wangen zog eine leise Röthe. „Weshalb hatte meine Tochter nöthig, zu irgend Jemand ihr Zuflucht zu nehmen außer zu ihrem Vater oder zu ihrem Verlobten?“

„Ich wollte Sie nicht beunruhigen, mein Vater,“ erwiderte sie laut. „Und ich wußte auch, daß Sie nicht im Stande seien, in der Angelegenheit, die mich beschäftigte, mir hilfreich zu sein. Gräfin Dutang lebt hier in einem großen, ausgebreiteten Kreise, sie ist überall geachtet und angesehen und war deshalb die geeignete Persönlichkeit, mir das zu verschaffen, was ich wünschte.“

„Und was ist das?“ fragte ihr Vater, indem er hastig die Tasse, welche er eben an seine Lippen führen wollte, wieder niedersetzte.

Solanges trat zu ihm heran und legte sanft ihre Hand auf seine Schulter.

„Mein Vater, zürnen Sie mir nicht! Ich wünschte eine Stelle als Gesellschafterin in einem vornehmen Hause.“

„Du, die Gräfin St. Pierre, willst ein Dienstmädchen werden?“ Nicht ein Dienstmädchen, mein Vater, sondern die Gesellschafterin einer ehrwürdigen und tugendhaften Frau will ich werden.“

„Die bezahlte Gesellschafterin, das heißt mit andern Worten: die erste Dienerin und Magd einer hochmüthigen Dame!“

„Mein Vater, bezahlt wird auch der Minister, und seinen

Gehalt erhält selbst jeder Prinz und jeder König! und Niemand fühlt sich dadurch beleidigt oder gedemüthigt.“

„Und warum willst Du das?“ fragte ihr Vater heftig.

„Warum willst Du mich verlassen?“

Er blickte sie fragend an, und ihre Augen begegneten sich einen Moment.

Dann schlug er, leise zusammenschreckend, die Augen nieder vor dem traurigen Blick seiner Tochter.

„Ich will Sie nicht verlassen, mein theurer Vater,“ sagte sie nach einer Pause. „Ich habe mir ausdrücklich ausbedungen, daß ich den Sonntag jeder Woche bei Ihnen verleben kann. Mein Gehalt wird für uns Beide genügen, und Sie, mein theurer Vater, werden nicht mehr nöthig haben, in dieser elenden Gasse zu wohnen! Ihre Tochter ist so glücklich, Ihnen dazu behilflich sein zu können, ohne daß Sie nöthig haben,“ fuhr sie ernst und mit niedergeschlagenen Augen fort, „ohne daß Sie nöthig haben, mein Vater, irgend andere Mittel und Wege zu suchen.“

Er heftete einen raschen, forschenden Blick auf ihr Angesicht und seufzte tief auf.

„Wirst Du mir zum mindesten nicht sagen, meine Tochter, was Dich zu diesem Beschluß gebracht hat?“ fragte er dann zögernd.

„Gewiß, mein Vater, ich bin Ihnen schuldig, es zu sagen. Meine Augen schmerzten mich zuweilen von dem unaufhörlichen Arbeiten, und ich fürchtete, daß ich es nicht mehr lange ertragen könnte, den ganzen Tag zu malen. Dies war der Grund, welcher mich bestimmte.“

Das verdüsterte Antlitz ihres Vaters hellte sich ein wenig auf, doch wagte er nicht, dem Blick seiner Tochter zu begegnen.

„Habe ich Dir das nicht immer gesagt, Solanges,“ sagte er, „habe ich Dich nicht immer gewarnt, Du würdest Dir Deine schönen glänzenden Augen krank und trübe machen? Du leugnest es immer, jetzt habe ich doch Recht gehabt Und wann willst Du mich verlassen?“

„Heute noch, mein Vater,“ sagte Solanges schüchtern. „In wenigen Stunden, sobald ich meine Habseligkeiten zusammengepackt habe!“

„Heute noch?“ rief ihr Vater zusammenschreckend und doch mit einem freundigen Ausblicken seiner Augen. Er dachte daran, daß er nun nicht mehr behindert sein würde auf seinen eigenen Wegen, daß er nicht mehr nöthig habe, Solanges zu fürchten, und nicht heimlich bei der Nacht das Haus zu verlassen brauche. Er dachte daran, daß er nun die unbehinderte Gelegenheit habe, für seine Tochter ein Vermögen zu erwerben, das ihm — wie wäre daran zu zweifeln! — die Göttin des Glücks gewähren würde.

„In einigen Wochen,“ sagte er zu sich selber, „werde ich sie wieder holen, dann werde ich reich genug sein, um meine Tochter aus der erniedrigenden Stellung zu erlösen. In einigen Wochen werden die zwölf Pfund, die ich diese Nacht gewonnen, zu Tausenden sich angehäuft haben, und Solanges wird dann von ihrem Vater belohnt werden für Alles, was sie gelitten hat.“

Er dachte noch darüber nach und überlegte noch diese glückliche Zukunft, als die Thür sich öffnete, und der Marquis St. Juste eintrat.

Solanges begrüßte ihn mit einem kalten und abwehrenden Blick, und indem sie ihrem Vater sagte, daß sie nun eilen müsse, ihr Gepäck zu ordnen, begab sie sich in ihre Kammer.

„Ihr Gepäck zu ordnen?“ fragte der Marquis, ihr nachschauend. „Will Solanges uns verlassen?“

Der Alte nickte.

„Ja, sie will uns verlassen, Marquis. Sie hat eine Stelle angenommen als dame d'honneur bei einer sehr reichen und vornehmen Dame.“

„Und Sie geben das zu?“ fragte der Marquis heftig. „Sie willigen ein, daß Solanges von uns gehe?“

„Ich willige ein,“ sagte der Alte ruhig. „Sie wissen, Marquis, welche ernste und heilige Pflicht mir obliegt. Ich habe, wie es einem treuen Edelmann geziemt, meine Heimath verlassen und bin meinem Könige gefolgt, das heißt, ich habe mich und meine Tochter um meine Güter und um mein Vermögen gebracht. Ich bin es deshalb meiner Tochter schuldig, ihr Erbs für das Verlorene zu bieten. Sie wissen, daß ich nur deshalb, nur um meiner Tochter willen mich wieder entschlossen habe, mit der Göttin Fortuna zu buhlen und um ihre Gunst zu werben. Ich bin kein Spieler aus Profession, sondern aus Gewissenssache.“

„Doch, mein theurer Graf, es gibt ein viel sichereres und besseres Mittel, Ihre Verhältnisse zu ordnen,“ sagte der Marquis hastig. „Sie wissen, mir ist es gelungen, einen bedeutenden Theil meines Vermögens zu retten. Ich habe mit demselben hier glückliche Speculationen gemacht und kann sagen, daß ich fast ein reicher Mann bin. Alles, was ich habe und bin, gehört Ihnen und Ihrer Tochter Solanges, die ich zärtlichst liebe. Können Sie mir das Recht, für Sie Beide zu sorgen als Ihr Sohn! Zuweilen, mein theurer Graf, ist es nöthig, daß man aus Liebe hart sei. So sehe ich zu Ihnen, seien Sie aus Liebe hart gegen Ihre Tochter! Befehlen Sie und sagen Sie ihr, daß die Bedingungen, die sie gestellt, nicht eingehalten werden können. Sie ist eine gehorsame Tochter. Sagen Sie ihr, es sei Ihr Lebenswunsch, daß Solanges schon jetzt meine Hand annehme. Sie wird nicht wagen, sich zu sträuben, sie wird Ihnen gehorsam sein! Und dann, mein theurer Vater, lassen Sie uns von hier fortziehen. Lassen Sie uns nach Amerika gehen. Dort kaufe ich uns Ländereien, dort soll für Sie ein Palast gebaut werden, würdig des Grafen St. Pierre!“

Der Alte schüttelte heftig das Haupt.

„Solanges hat mein Wort, und ein Edelmann bricht nie sein Wort,“ sagte er. „Zudem will ich nicht, daß meine Tochter ohne Vermögen, ohne eine Aussteuer als Ihre Gemahlin in Ihr Haus eintrete. Erst, wenn es mir gelungen ist, der Göttin Fortuna ein Vermögen abzurufen, erst dann, mein lieber Marquis, wollen wir sehen, ob wir Solanges bewegen können, von der Erfüllung ihrer Bedingung abzusehen. Bis dahin müssen wir uns der Nothwendigkeit fügen.“

X.

Eine Stunde später trat Solanges wieder aus ihrer Schlafkammer und mit geschäftiger Eile beorderte sie die Aufwärterin, ihr ein Cab herbeizuholen und dann ihren kleinen Koffer und ihre kleinen Pakete in dasselbe hinabzutragen.

„Du willst uns also wirklich jetzt gleich verlassen, Solanges?“ fragte ihr Vater. „Ich habe kaum erfahren, daß ich Dich nun für eine lange Zeit missen soll, und noch ehe ich mit dem trau-

rigen Gedanken mich ausgehört, willst Du die Absicht schon zur That machen?“

„Man gewöhnt sich an eine schmerzliche Nothwendigkeit am besten, wenn man sich ihr und ohne Widerstreben fügt,“ sagte Solanges mit einem traurigen Lächeln. „Das Leben ist ein Kampf, und nur der Tapfere kann in demselben den Sieg erringen, wenn er ihn auch mit seinem besten Herzblut erkaufen muß! Was würde es mir helfen, mein theurer Vater, wenn ich auch noch einige Stunden oder Tage bei Ihnen bliebe, sie würden uns Beiden doch verbittert werden durch das Gefühl, daß es nur Stunden sind, die man dem Scheiden abgerungen, und so ist es besser, ich thue gleich und tapfer, was ich thun muß und sage Ihnen Lebewohl, mein Vater! Doch nein, ich sage nicht Lebewohl, sondern: auf Wiedersehen! Denn an jedem Sonntag komme ich zu Ihnen!“

„So sei's,“ sagte der Alte leufzend und mit bebender Stimme, „ich sage auch nicht Lebewohl, ich sage gleich Dir: auf Wiedersehen, Solanges!“

Er schlang seine Arme um sie und küßte ihre Lippen und ihre Augen und als Solanges vor ihm niedersank und um seinen Segen bat, legte er seine Hände auf ihr Haupt und rief den Segen Gottes hernieder auf das Haupt seines geliebten und tugendhaften Kindes.

Saint-Juste hatte schweigend drüben an der Thür gelehnt. Bleich und hochaufathmend, das Antlitz tieftraurig, mit Thränen in den Augen, hatte er auf Vater und Tochter geschaut. Nicht einmal hatte Solanges das Wort an ihn gerichtet, nicht einmal den Blick zu ihm hingewandt; aber jetzt, da sie sich anschickte, das Zimmer zu verlassen und an ihm vorübergehen wollte, faßte er ihre Hand und sah ihr mit einem stehenden Blick in das Angesicht.

„Und haben Sie kein Wort, Solanges, kein einziges Wort für mich?“

„Ja!“ sagte sie und ihre Stimme klang ernst und hart, „ja Herr Marquis von Saint-Juste, ich habe ein Wort für Sie und ich wünsche, mit Ihnen zu reden. Begleiten Sie mich zu dem Wagen, und Sie, mein Vater, lassen Sie uns auf der Schwelle dieser Thür scheiden.“

„Nun, das freut mich,“ nickte der Alte lächelnd, „daß Solanges doch noch einige Worte mit ihrem Verlobten und Bräutigam ohne Zeugen zu sprechen hat! Es wird mir ein Trost sein, daran zu denken, denn ich hoffe nun, daß meine Solanges eine glückliche Braut ist. Lebe wohl, Solanges! und nun geht und schließt hinter Euch die Thür und laßt den alten verlassenen Vater allein mit seinem Schmerz!“

Der Marquis wollte Solanges den Arm reichen, doch sie schien es nicht zu sehen und ging an ihm vorüber bis an den Hausflur. Er folgte ihr und schloß die Thür hinter sich.

„Jetzt, Herr Marquis,“ sagte Solanges, indem sie stehen blieb, „jetzt sind wir allein, und Ihnen kann ich nun sagen, was ich sonst nur Gott vertraute. Still! keine schöne Phrase, wenn ich bitten darf; sagen Sie nicht, daß das ein Vorzug sei, den ich Ihnen bewillige. Wenn ich Ihnen jetzt von einem Geheimniß reden will, das ich bisher nur Gott vertraute, so geschieht das nur, weil ich meinen theuren Vater schonen will. Sie kennen sein unglückliches Geheimniß, aber Sie wissen nicht, daß auch ich es kenne! Sie wissen nicht, daß ich auch Sie kenne! Als ich damals heimlich unsere Wohnung in Westend verließ, geschah's um Ihre Willen, Herr Marquis.“

„Um meinethwillen, Solanges? Mich wollten Sie stehlen, mich allein?“

Sie nickte. „Ja, Sie allein, denn Sie sind der böse Dämon meines unglücklichen Vaters! Sie haben ihn zum Spiel verleitet und diese entsetzliche Leidenschaft, welche lange in ihm geschlummert hatte, die haben Sie in ihm wieder aufgeweckt.“

Solanges, Ihr Vater war hoffnungslos und der Verzweiflung nahe, und ich wollte ihm eine Zerstreuung verschaffen, um ihm wieder eine Hoffnung zu geben. Der gute alte Graf hofft noch immer, daß es ihm gelingen werde, Ihnen ein Vermögen zu erwerben, Solanges, und seit er dies wieder hofft, ist er gesund und froh.“

„Ja, Sie haben ihm die schwindenden Kräfte mit giftigen Heilmitteln aufgeregt,“ sagte sie mit einem bitteren Ton. „Sie haben ihm wieder Hoffnungen erregt, und wenn er endlich erkennen muß, daß diese Hoffnungen nur Täuschungen, nur böser Wahn sind, dann wird er um so zerknirschter zusammenbrechen. Diesem wollte ich zuvorkommen, darum verließ ich heimlich mit meinem Vater unsere andere Wohnung und ging hierher. Gott hat gewollt, daß Sie uns wiederfanden.“

„Gott hat es gewollt!“ sagte er glühend, „und meine Liebe hat mir den Weg gezeigt zu Ihnen. Sie wissen es, Solanges, ich liebe Sie, Sie sind der Stern meines Lebens, Sie sind die Sonne in der tiefen Nacht meines Unglücks. Ohne Sie wäre ich ein verlorener Mensch, und das Leben würde für mich unerträglich lästig sein. O, sehen Sie, was die Liebe aus mir gemacht hat! Sie hat mich zu einem demüthigen, ergebenen Sklaven gemacht, der Gott und seiner Dame dankt, wenn sie nur einen Blick des Erbarmens auf ihn richtet. Ich weiß, Sie lieben mich nicht! Jeder andern Frau gegenüber würde ich in diesem Falle stolz den Rücken wenden und nicht sehen um eine Gunst, die Sie mir verweigern, aber vor Ihnen liege ich demüthig im Staube und flehe um Gnade! Ich weiß, Sie sind mein guter Engel, und nur an Ihrer Hand kann ich hoffen auf Glück, auf Frieden und auf Tugend, Solanges; denn aus Ihren Augen schöpfe ich mir den Muth, ein neues, edleres Leben zu beginnen. Ich leugne es Ihnen ja nicht, ich habe ein stämmiges, wildes Dasein geführt und ich wäre verloren gewesen, wenn Ihre Augen mich nicht errettet hätten. O, Solanges, stiften Sie mich nur nicht von sich, haben Sie Erbarmen mit meiner Liebe und meiner Demuth und sagen Sie mir zum Scheiden wenigstens, daß Sie dereinst vielleicht mich lieben können.“

Sie schüttelte langsam das Haupt. „Ich kann nicht mit einer Lüge von Ihnen scheiden! Ich habe dem Befehle meines Vaters gemäß eingewilligt, nach einem Jahre Ihnen meine Hand zu reichen. Was bis dahin geschieht, steht in Gottes Hand! Will er, daß ich mein Wort erfülle, so werde ich nach einem Jahre Ihre Gemahlin; bis dahin gehöre ich mir selber an und meinem Vater, meinem armen unglücklichen Vater, dessen böser Dämon Sie sind! Sie sollen es jetzt wissen, warum ich nun zum zweiten Male vor Ihnen stehe. Ich weiß, daß mein Vater diese Nacht wiederum Ihnen in irgend eine Spielhölle folgte; ich wartete auf ihn die ganze Nacht, ich sah ihn heimkehren und sah ihn das Blutgeld zählen, welches das böse Schicksal ihm in dieser Nacht gegeben! Das treibt mich von Ihnen; denn ich will nicht, daß mein Vater vor mir erröthen soll, ich will auch nicht, daß er mir

sein Leben verheimlicht! Ich habe nicht den Muth, diese fortgesetzte Qual zu ertragen, und gehe, um mir anderswo eine Existenz zu begründen! mögen Sie nun die Sorge für meinen Vater übernehmen!"

"Sie wollen mir diese heilige Pflicht anvertrauen, Solanges?" fragte Saint-Juste mit freundlicher Stimme, "Sie wollen mir das Recht geben, als sein Sohn zu sorgen für Ihren theuren Vater, Solanges?"

"Ja, ich will das, nur in seiner Beziehung," sagte sie. "Wenn Sie mich wirklich lieben, Marquis, so beweisen Sie es mir dadurch, daß Sie für meinen Vater sorgen. Sie wissen, er leidet seit langer Zeit zuweilen an schmerzhaften Anfällen und litt daran noch kurz zuvor, ehe Sie uns wiederfanden. Der Arzt sagt mir, daß der Herzkrampf, welcher eintritt, sobald eine heftige Gemüthsbewegung die Nerven meines Vaters erschüttert, tödtlich sein kann, und daß man daher Alles vermeiden muß, um ihn heftig zu erschrecken oder ihn zum Zorne zu reizen. Dies ist auch ein Grund, weshalb ich mich entferne; es könnte doch eines Tages der Gleichmuth mich verlassen, und ich könnte in meinem Schmerz und meiner Empörung vergessen, daß jede heftige Gemüthsbewegung für meinen Vater tödtlich sein kann. Ich gehe daher, Marquis, und überlasse Ihnen den Platz an der Seite meines Vaters. Sorgen Sie für ihn, versprechen Sie mir, daß Sie den alten Mann nicht allein lassen wollen, daß Sie täglich zu ihm gehen."

"Ich verspreche es Ihnen, Solanges, ich werde sein täglicher Gesellschafter sein, doch Sie müssen mir dafür geloben, daß ich auch jedesmal an dem Tage kommen darf, wo Sie bei Ihrem Vater sind."

"Ich werde nicht das Recht haben, irgend Jemand aus dem Zimmer meines Vaters fortzuweisen! Wenn mein Vater Ihnen das Recht gibt, bei ihm zu sein auch an dem Tage, wenn er nach einer Woche der Trennung seine Tochter wieder sieht, so werde ich mich dem nicht widersetzen, dies verspreche ich Ihnen. Und nun, Marquis, leben Sie wohl!"

"Und Sie wollen mir zum Abschied nicht Ihre Hand reichen? Solanges, seien Sie nicht so grausam! Um Ihres Vaters willen, der mich liebt, und dem ich ein Sohn sein will, um Ihres Vaters willen reichen Sie mir Ihre Hand!"

"Um meines Vaters willen," erwiderte sie kalt und ruhig, indem sie ihre kleine Hand langsam in die des Marquis legte.

Er sank auf die Kniee nieder und drückte ihre Hand stürmisch an seine Lippen und an seine Augen.

Gesegnet sei diese Stunde, Solanges, gesegnet jeder Tag und jede Stunde in Deinem Leben! Ich schwöre es Dir auf meinen Knieen, Deiner würdig will ich werden, und es soll mein eifriges Bemühen sein, Deinen unglücklichen Vater wieder zurückzuführen von der Bahn des Bösen und des Trugs, die er betreten hat."

"Es ist zu spät," sagte sie seufzend. "Es wird Ihnen nicht mehr gelingen. Der Zauber ist gelöst, den meine Liebe um ihn gelegt hatte, nun wird er vorwärts gehen, unaufhaltsam vorwärts. Leben Sie wohl, Herr Marquis von Saint-Juste, und sorgen Sie für meinen Vater."

Sie schritt eilends vorwärts, und da er ihr folgen wollte, befahl sie ihm mit gebieterischer Stimme, sie zu verlassen und zu ihrem Vater zu gehen.

Die alte Gräfin Dutang erwartete Solanges. Die Equipage der Mistres Timblestied stand schon vor ihrem Hause.

"Sie sind eine sehr pünktliche und gewissenhafte junge Dame," sagte die Gräfin, Solanges, die zu ihr eintrat, mit einem freundlichen Kopfnicken begrüßend. "Sehen Sie nur auf die Pendule, in drei Stunden versprochen Sie hier zu sein, und gerade sind drei Stunden vergangen, seitdem Sie mich verlassen! Und nun kommen Sie! Die gute alte Frau wird uns ohne Zweifel schon mit Ungeduld erwarten, kommen Sie!"

Ja, die Gräfin Dutang hatte Recht. Mistres Timblestied erwartete ihre Gäste mit Ungeduld. Sie hatte hastig eine glänzende Toilette gemacht und sich in das Drawing-room begeben, um dort ihren Besuch zu empfangen, und sie athmete hoch auf vor Befriedigung, als sie jetzt einen Wagen vor ihrem Hause halten hörte.

"Sie kommen! Gott sei Dank, sie kommen!" murmelte sie leise vor sich hin.

Die Thüre des Drawing-room ward jetzt hastig geöffnet, und der erste Footman erschien in derselben.

"Ihre Excellenz die Frau Gräfin Dutang und die Comtesse Solanges de St. Pierre!" rief er mit lauter, feierlicher Stimme. Das Antlitz der Mistres Timblestied glänzte höher auf vor unaussprechlichem Behagen, und wie Musik erklangen ihr die beiden Worte: Gräfin und Comtesse.

Mit stolzer Majestät erhob sie sich aus ihrem Fauteuil und ging in dem laugen, eleganten Schleppekleide, welches nicht zum Vortheil ihrer übervollen Gestalt sie umschloß, nach der Thür hin, ihren Gästen entgegen.

"Nun, da sind Sie endlich, meine liebe, theure Gräfin!" rief sie ganz begeistert, indem sie die beiden Hände der alten Dame in die ihren nahm und sie hastig vorwärts zog. "Wie lange habe ich Sie nicht gesehen und wie glücklich bin ich, Sie endlich in meinem eigenen Hause willkommen zu heißen."

"Und wie glücklich bin ich, meine liebe Lady, nicht allein zu Ihnen zu kommen, sondern Ihnen auch eine Rose mitzubringen, deren Pflege Sie von heute ab übernehmen wollen!"

"Sie haben Recht," rief Lady Timblestied entzückt, indem sie ihre kleinen, lebhaften Augen auf Solanges richtete, die tief sich vor ihr neigte. "Sie haben wieder wie immer das richtige Wort gesprochen! Es ist eine köstliche Rose, die Sie mir bringen! und ich verspreche Ihnen, sie nach meiner besten Kraft und Einsicht zu pflegen."

"Und ich, Madame," sagte Solanges mit leiser, bebender Stimme, "ich verspreche Ihnen, daß ich Alles thun will, um Ihre Wünsche zu erfüllen und Ihnen eine treue und ergebene Gesellschafterin zu sein."

"Nicht so, meine schöne Comtesse," rief Lady Timblestied im überwallenden Gefühl des Glückes. "Nicht so, meine schöne Comtesse, nicht meine Gesellschafterin, meine Tochter sollen Sie sein. Nicht wahr, meine liebe Gräfin Dutang, meine Tochter soll die Comtesse Solanges de St. Pierre sein?"

Ein feines, spöttisches Lächeln zuckte einen Moment um die schmalen Lippen der alten Gräfin. "Lieben Sie meine theure Solanges wie eine Mutter, meine liebe Lady," sagte sie, "Solanges ist jeder Liebe und jeder Verehrung würdig."

"Meinen Sie nicht auch, liebe Gräfin," sagte Mistres Timblestied, "daß es besser wäre, ich gäbe die Comtesse Solanges de St. Pierre für meine Verwandte aus? Mir scheint, es wäre

für ihre Stellung besser; man wüßte dann Nichts von ihrem abhängigen Verhältniß."

"Meine liebe Lady," unterbrach sie die Gräfin Dutang heftig, "ich glaube nicht, daß von einer abhängigen Stellung die Rede sein könnte, und Mademoiselle Solanges würde eine solche sicherlich nicht annehmen. Ich glaube, Sie haben sich falsch ausgedrückt."

"Gewiß habe ich mich nur falsch ausgedrückt," sagte Mistres Timblestied ganz verlegen, "ich wollte nur sagen, daß die Stellung meiner schönen Tochter Solanges dadurch eine bessere und würdigere wäre, wenn ich sie für meine Verwandte ausbebe."

Die Gräfin Dutang nickte. "Wenn Mademoiselle Solanges die Freundlichkeit haben will, darauf einzugehen —"

"Ich unterwerfe mich in Allem dem, was die beiden Damen über mich bestimmen," sagte Solanges sanft.

(Fortsetzung folgt.)

Gefangene Frauen.

Von George Hefekiel.

(Schluß.)

Fromm und fest, gehalten und gefaßt hat dieses prächtige Weib die Geschichte ihrer Gefangenschaft selbst niedergeschrieben für ihre Kinder. Das Manuscript, betitelt: Der gefangenen Gräfin Leonora Christinae Leidensgedächtniß, befindet sich im Besitz ihres schon gedachten Urentelsohnes, des Grafen Johann Waldstein, der es kürzlich mit Bildern, Stammtafeln und biographischen Notizen reich ausgestattet, hat herausgegeben lassen, ein schönes Denkmal edler Pietät*).

Leonora schreibt ihre Geschichte, damit "Ihr, meine lieben Kinder, versichert seid, daß ich unschuldig leide, daß ich nicht der geringsten Sache überwiegen und keiner Schuld geziehen bin, vor der Ihr zu erröthen oder die Augen niederzuschlagen braucht. Ich leide dafür, von einem tugendhaften Herrn und Gatten geliebt worden zu sein und ihn im Unglück nicht verlassen zu haben; werde jusspicirt, von einer Verrätherin zu wissen, über die man niemals mit ihm gesprochen, noch weniger ihn derselben überwiesen hat, welcher Beschuldigung Ursache mir nie erklärt ward, so demüthig und wehmüthig ich solches auch begehrt."

Es ist kein spannendes, fesselndes Werk voll Intriquen und abenteuerlicher Fluchtversuche, es bietet nicht eine Schauerergötze, sondern nur eine höchst traurige Geschichte; hartes, nacktes Elend, menschliche Gemeinheit und die ganze Rohheit der Zeit starren uns auf jedem Blatt entgegen, und mitten darin die Gestalt der edeln, gefangenen Frau, sie wird von Seite zu Seite größer.

"Ich schäme mich," schreibt Leonora, "des Schloßvoigts Johann Jäger, des Thurmwächters Kresten Maansen, der Karen Ulis' Tochter und der Katharina Wolffs böse Worte, schmutzige Reden und grobe Plumpheiten anzuführen. Doch kann ich Euch versichern, es übersteigt alles, was unziemlich, tölpisch und unschicklich sein kann; denn grobe Worte und faule Reden waren das Zeichen ihrer Freundlichkeit und Milde und blutige Flüche der Schmach und die Pierde ihrer Unwahrhaftigkeit. Ich war nie froher, als wenn die Thür zwischen mir und denen geschlossen war, die sie schließen sollten; dann hatte ich nur das Weib allein, welches ich bald in gutem, bald in bösem und mit Drohungen zum Schweigen brachte."

Im Anfang der Gefangenschaft quälte sie auch die Ungewißheit um das Schicksal des Gatten. "Des Nachmittags hörte ich ein großes Gemurmel von Volk auf dem inneren Schloßplatz; da wurde das Bild (des Corfiz Ulfeldt) von dem Büttel in einer Schublade über die Straße geführt und in den Thurm unterhalb meines Gefängnisses eingesezt. Den nächsten Morgen ward das Bildniß von dem Büttel auf das jämmerlichste traktirt, — gab doch keinen Laut von sich. Bey der Mittags-Mahlzeit erzählte der Schloßh. dem Weib, wie der Büttel den Kopf von dem Bild abgehauen, den Kumpff in 4 Theile getheilt hatte, die dann auf vier Räder gelegt und an den Galgen gehängt wurden, und der Kopf ward auf dem Rathhaus ausgehängt. Der Schloßh. stand in der äußeren Kammer, ichrie bei der Erzählung gar laut, auf daß ich es hören sollte, repetirte sie drei Mal... Bald tröstete ich mich und hoffte, das, so mit dem Bildniß geschehen war, sey ein Zeichen, daß sie den Mann nicht kriegen konnten... Dann lag ich so vor mich hin in der Hoffnung, es möchte so sein, daß mein Herr durch den Tod seinen Feinden entgangen wäre, und dachte bey mir selbst mit größter Verwunderung, daß ich den Tag erleben sollte, wo ich meinen Herrn tod wünschte; siel abermals in betrübte Gedanken und mochte nichts reden hören." Der unglückliche Corfiz schlummerte damals schon monatelang in seinem vergessenen Grabe.

Verwundernswürth war der Scharfsinn, mit welchem Leonora jedes Ding zu benutzen wußte, um die öden Stunden auszufüllen. Sie löste die Taffetbänder ihres Nachtwandens auf und nähte mit der Seide auf ein Stück Tuch verschiedene Blumen; auch aus ihrem Bettlaken zog sie Fäden, zwirnte sie und nähte damit. Bei dem Unrath in der äußersten Kammer fand sich ein Stück Glas und ein Stück eines zimmernen Krugdeckels. "Mit dem Glas machte ich aus einem Vösselstumpff eine Pinnz mit zween Zinken, worauf ich Band machte; das Stück Zinn bog ich dergestalt zusammen, daß es mir später als Dintenfaß diente. Die Dinte war von Kerzen-Ruß, mit einem Vössel aufgefungen, und Bier; die Feder aus einem Hennen-Flügel, mit dem Glasstück zurecht gemacht. Die Rippe von einem Schafraten diente ihr als Messer. Von den Zweigen eines Maibaumes, den ihr der Schloßvogt zu Pfingsten ins Gefängniß bringen ließ, sezte sie einen Weberlamm zusammen. "Mit einem Stück Kreyde malte ich auf ein Stück Brett oder auf den Tisch, wüchte es wieder aus, machte Reime und dichtete Psalmen." Eine ihrer Wärterinnen lehrte Leonora lesen. "Ich hielt meine bestimmten Stunden, sie zu unterrichten. Sie war damals 60 Jahre alt." Später wurde Leonoras Haft merklich erleichtert, zuletzt erhielt sie Bücher, und ein Jahrgehd wurde ihr ausgesetzt. "Ich schrieb ab und vertirte aus unterschiedlichen Materien von spanischen, italienischen, französischen und teutschen Authores... Zu der Zeit hatte ich mir ein Clavicordium gekauft, und da Barbara (Wärterin) gut singen konnte, spielte ich Psalmen und sie sang, so daß uns die Zeit nicht lang ward. Sie lehrte mich Bücher einbinden, so weit ich dessen bedurfte... Ich hatte Ruhe innerhalb meiner Thüren und ergötzte

mich mit Lesen, schreiben und anderer Hände-Arbeit, begann an meinem Todtenleid zu näher und sticken, wogu ich Rattin, weißen Taffet und Zwirn gekauft hatte... Am 21. April (1685) juppezirte ich königl. Maj. auf nachfolgende Weise. Ich besaß des hochlöblichsten König Christian IV. (ihres Vaters) Bildniß in Kupferstich. Das hatte ich mit Farben illuminirt und darum einen geschuignen Rahmen machen lassen, hatte ihn selber verguldet. Hinten auff das Stück schrieb ich nachfolgende Worte:

Mein Endelohn, so hoch in Ehren!
An Muth und Macht bistu mir gleich;
Thu endlich nun mein stünd erhöhen
Und sey wie ich an Gnade reich!"

So im Namen ihres Vaters flehte die schuldlos Gefangene zu ihrem Kessen! Wohl stand ihr mehrmals der Weg zur Flucht offen, aber sie erachtete, "daß die selbstgenommene Freiheit uns nach allen Seiten mehr zu Schaden, als nützlich gewesen wäre... Unsuldige Gefangenschaft nimmt einem nicht die Ehre, sondern vermehrt die Ehre." Ob sie auch auf qualvollem Krankenlager einmal mit Job und Jeremias den Tag ihrer Geburt verflucht oder ein anderes Mal von aufwallender Heftigkeit, wie sie unbeschönigt selbst gesteht, zu thätlicher Züchtigung ihrer Wärterin sich hinreißen ließ, im Allgemeinen trug Leonora ihr Loos ergehen, würdevoll, ungebrosenen Muthes und Geistes. In keiner ihrer Zeilen spricht sich niederes Rachegefühl aus, aber wenn sie in dem elenden Ende dieses oder jenes ihrer Feinde ein Strafgericht Gottes erblicken zu dürfen glaubt, so gereicht ihr dieses zu gerechter Genugthuung. Dankerfüllt ruft die heldenmüthige Frau zu Ende ihrer langen Leidenszeit aus: "Gott hat wunderliche Dinge an mir gethan, denn das ist mehr als unbegreiflich, daß ich die großen mir widerfahrenen Unglücksfälle habe überleben können und darbey meine Vernunft, meinen Sinn und Verstand behalten habe. Darüber mag man sich höchlichst verwundern, daß meine Glieder nicht krumm und contract sind vom liegen und sitzen, daß meine Augen nicht matt, ja ganz blind geworden sind von weinen, von Rauch und Schmauch, daß ich nicht kurzathmig bin von eitel Kerzen-Qualm und Dunst, von Stank und beklommener Luft. Gott allein die Ehre!"

So lange Sophia Amalia regierende Königin war, wurde Leonora ganz ungläublich hart gehalten, aber auch unter der folgenden Regierung ihres Bruderjohns Christian V. konnte lange nur wenig für sie geschehen, denn wie mit eisernen Händen hielt die mächtige Königin-Wittve ihr edles Opyer fest, und nur verstoßen konnte nach und nach größere Milde eintreten. Ja, als die Todfeindin gestorben war, hielt deren Schatten Leonora noch zwei Monate hindurch im Gefängniß.

Leonora's Niederschrift schließt: "Die Zeit meiner Gefangenschaft währte 21 Jahre 9 Monate 11 Tage, König Friedrich der Dritte ließ mich den 8. Aug. 1663 gefangen sezen, König Christian der Fünfte gab mir anno 1685 am 18. Maj die Freiheit. Gott segne meinen allergnädigsten Erbkönig mit allen königlichen Glückseligkeiten, gönne Er. K. M. Gesundheit und lege seinem Alter viele Jahre zu. Damit endigt meine Gefangenschaft. Am 19. Maj nach 10 Uhr Abends ging ich aus meinem Gefängniß. Gott sei Lob, Preis und Ehre! Er gewähre mir die Gnade, daß ich seine göttlichen Wohlthaten erkennen möge und nie vergesse, sie mit Dank zu vermelden."

Aus Holberg's Reichshistoria wissen wir, daß Leonora sich aus dem blauen Thurm in das Haus ihrer Schwesterdatter, des Fräuleins von Lindenow, bei der holmenskirch begab; dort blieb sie nur drei Tage, denn die ganze Stadt wollte sie sehen, und das Volk stürmte zusammen. Sie ging auf das Gut Uteslöf, bis ihr der König Kloster Marieboe zum Wohnsiß gab und eine Pension von 1500 Reichsthalern jährlich. Dort lebte sie seit Michaelis 1685. Sie beschäftigte sich meist still für sich mit Dichtkunst und Schriftstellerei und schrieb sogar ein größeres Werk über berühmte Frauen, betitelt "Der Heldinnen-Fier". Auch eine Komödie verfaßte sie, die sie am 27. Febr. 1688 vor sich in ihrem Hause spielen ließ. Endlich ist Leonora Christina den 16. März 1698 zu Marieboe gestorben und am 6. April in der Kirche daselbst feierlich bestattet worden. Sie war also 77 Jahr alt geworden. Im Jahre 1858 besuchte Graf Johann Waldstein die Gräber seiner Ulfeldt'schen Ahnen in dem Dorf Kirchlein zu Quendrop bei Geskov auf der Insel Fühnen, da fand er Stein für Stein und Namen für Namen, wie sie auf den Ahnentafeln von Corfiz Ulfeldt und der Frau Kirsten, der Gemahlin König Christian's, verzeichnet stehen, aber zu Kloster Marieboe das Grab der schönen Königstochter Leonora Christina fand er leer. Graf Waldstein meint, daß die Enkel der großen herrlichen Frau deren Leiche nach den böhmischen Familienbesitzungen übertragen haben könnten. Auch fand er in der Gruft zu Leitomischl einen metallnen Sarg, der einzige, der keine Aufschrift hat. Deckt er Leonora's Nische? Auch Graf Waldstein mag diese Frage nicht zu beantworten, fromme Sagen aber hält ihn ab, den Sarg zu öffnen. Und das ist wohl gethan, denn des großen Reichshofmeisters Corfiz Ulfeldt Grab ist unbekannt, so mag auch das Grab seiner Leonora unbekannt bleiben, und sie muß auch hier sein Geschick theilen in gewohnter Treue!

Graf Johann Waldstein jagt, daß aus der Ehe dieser edeln, schönen Menschen elf Kinder entpflorfen, in L. Holberg's dänischer Reichshistorie sind nur die folgenden zehn verzeichnet:

1. Anna Katharina, der Mutter leiblich und geistig ähnlich, heirathete den Vigilius von Cassette, der ihres Vaters Oberstallmeister war, und wurde nach ihres Gemahls Tode katholisch.
2. Graf Christian Ulfeldt, der den Driften Fuchs niederstieß, ist geistlich geworden.
3. Graf Jacob starb jung.
4. Graf Ludwig blieb gegen die Türken, er slog auf Candia mit einer Mine in die Luft.
5. Graf Leo ist jung verstorben.
6. Graf Corfiz war mit einer französischen Gräfin vermählt.
7. Graf Mogens starb jung.
8. Ellen Kristine wurde später reformirt und starb in Dessen. Sie hatte den Muth, mit ihrer jüngern Schwester Leonora Sophia auf einem maskirten Fest zu erscheinen und der Königin Sophia Amalia eine Bittschrift zu überreichen, in der sie für ihre gefangene Mutter bat. Der Zorn der Königin zwang sie zur Flucht, aber die nachfolgende Königin Charlotta Amalia, Gemahlin Christian's V., nahm die Verwaisten in ihren Schutz.
9. Leonora Sophia heirathete während der Gefangenschaft ihrer Mutter einen Schonen'schen Edelmann Lave Beck.
10. Graf Leo, oder Leon, wurde Kaiser Carl's VI. Geheimrath, Feldmarschall und Vicekönig von Catalonien. Sein Sohn war der bekannte Reichstanzler Graf Ulfeldt, der vertraute Minister der großen Maria Theresia. Der Stamm des mächtigen Corfiz und der schönen Königstochter ist erloschen, der Ulfeldt'sche Adelsstamm liegt mit dem Letzen begraben, aber noch immer freut sich das Herz an der hohen reinen Gestalt der Gefangenen im blauen Thurm!

* Denkwürdigkeiten der Gräfin zu Schleswig-Holstein, Leonora Christina vermählten Gräfin Ulfeldt aus ihrer Gefangenschaft etc. herausgegeben von Johannes Biegler. Wien 1871. Gerold.

Römische Briefe an eine Dame.

Von W. Marr.

II.

Die entsetzliche Katastrophe des Vesuviusbruchs ist Schuld, daß ich mit diesem zweiten Briefe so lange warten ließ. Wenn unser Fuß den Boden so oft betreten hat, über den sich jetzt ein glühendes Lavameer ergossen, wenn die Bienen, Häuser, Gärten und Bäume nur noch in unserer Erinnerung existiren, dann bemächtigt sich unser, — wenigstens bei mir war es der Fall, — eine Art Kirchhofsstimmung, und grau in grau gefärbt scheint Alles, was wir sehen. Zwar schrieb mir meine geistreiche Freundin und Collegin Fräulein von Stein von ihrem Sommeritz am adriatischen Meer, die Zeitungen hätten den wirklichen Schaden, den der tollgewordene Vulkan angerichtet, bedeutend übertrieben. Doch darum bleiben die Originale der paradiesisch schönen Lichtbilder, die ich in meinem Gehirn mitgenommen hatte, zerstört, und wie mancher blüthenreiche, balsamisch duftende Standpunkt, von wo aus ich nach dem Krater des Vesuvius hinaufblickte und Gott Vulkan in höchst egoistischer Weise um ein brillantes Feuerwerk bat, — liegt heute ellentief unter steinhart gewordener Lava begraben! — Wohl setzte ich die Feder an, um Ihnen zu schreiben, wohl sprach ich mir mit dem die Seele erhebenden Worte: „Rom“ Muth ein, der aschengeschwängerte Himmel Napoli's senkte sich immer wieder herab und umbüßte meine Seele. Und doch — ich darf nicht murren. Mein Liebste ist diesmal verschont geblieben. Mein liebes, liebes Pompeji steht noch! In die lebensheitere Ruinenstadt, wo es so traulich ist, wo uns zuletzt zu Muth wird, als hätten wir selber schon vor 2000 Jahren darin gelebt und uns amüßert, ist das zerstörende Element nicht gedrungen, und die Steine, die der Vesuv auf Massa, San Sebastiano u. s. w. geworfen hat, sie sind alle dem wackeren Professor Fiorelli, dem Director des Museums in Neapel und der pompejanischen Ausgrabungen — vom Herzen gefallen. Und weil ich jetzt ganz bestimmt weiß, daß mein liebes, trauliches Pompeji noch steht, will ich versuchen, weiter zu schreiben, bitte aber ausdrücklich um Ihre Nachsicht.

Wir waren in der Sala delle Statue im Vatican zu Rom und haben die Bekanntschaft der melancholisch schönen Tritonen gemacht. Reichen Sie mir jetzt die Hand und lassen Sie sich zur stummen Audienz bei einer trauernden Königstochter führen.

Es ist die Ariadne, die verlassene Ariadne auf Naxos. Um dem Ungeheuer, dem Minotaurus, den jährlichen Tribut zu bringen, erschien Theseus auf der Insel Kreta. Dort sah er die schöne Tochter des Königs Minos, und sie sah ihn, und da verliebten sie sich beide in einander. Es galt nun, den Minotaurus zu tödten, aber dieser hauste in dem Labyrinth, und wenn es wirklich gelänge, dem Ungeheuer den Garau zu machen, so konnte man post festum zusehen, wie man sich aus den verschlungenen Gängen des Labyrinths wieder herausfinden mochte. Das aber galt für eine Unmöglichkeit. Gegen den Minotaurus nun gab Ariadne dem Theseus ein gefeiertes Schwert, als Wegweiser einen Knäuel Garn, welcher abgewickelt den Eindringlingen als Leitfaden, als der „Faden der Ariadne“ diente. Theseus erlegte den Minotaurus, fand glücklich den Rückweg und — entführte seine Ariadne.

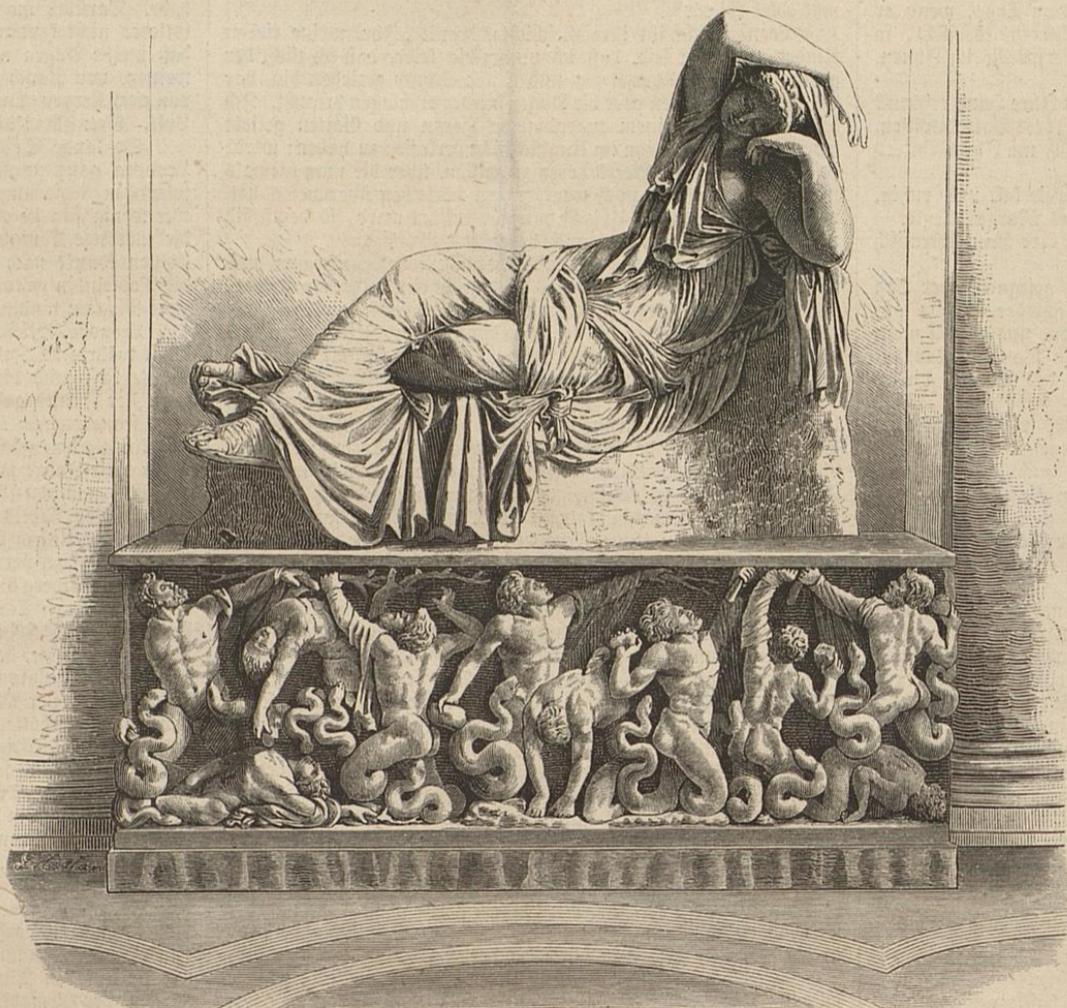
So weit war Alles so gut wie möglich. Aber Undank ist der Welt und oft auch der Liebe Lohn. Der statterhafte Theseus setzte unterwegs die Geliebte an der Felseninsel Naxos aus und segelte mit seinem Schiffe weiter. Die übrigen, von einander abweichenden Schilderungen der Muth über das fernere Schicksal der Ariadne gehen uns hier Nichts an. Hier haben wir den Schmerz einer Königstochter vor uns. Keinen wilden Schmerz einer Grifette, auch keinen sentimentalischen Schmerz einer Bürgerstochter, keinen affectirten Schmerzpatos einer Theaterprinzessin, — nein, einen tragisch plastischen Schmerz. Sie mag leichtsinnig gewesen sein, die Prinzessin Ariadne, königliche Hoheit; sie trägt die Folgen ihres Leichtsinns mit einer Majestät des Kammers, die ihr unsere Verzeihung erwirkt. Da ruht sie auf einem Felsen, das schöne Haupt auf die Außenseite der linken Hand gestützt und den rechten Arm apollonisch träumerisch über den Kopf gelegt. Der Oberkörper ist halb aufgerichtet, und das faltenreiche Gewand läßt die wunderbaren Formen des herrlichen Weibes wie den Leib einer Juno erscheinen. Sie träumt. Sie träumt von Theseus, der sie verließ, und den sie dennoch liebt. Sie träumt von glückseligen Stunden, die ihr das jergelgeschwellte Schiff entführt haben. Sie hat gewiß dem Schiffe so lange nachgeblickt, als es noch am Horizonte zu sehen war, und dann sank sie müde und matt und tragisch resignirt, wie es einer Königstochter geziemt, auf den Felsen nieder und träumte, — träumte von dem „Ariadnefaden“, der so leicht zerriß. —

Sie bemerken, daß man in der Nähe dieses herrlichen Bildwerkes mit gedämpfter Stimme spricht, und das ist die Nacht, die Allmacht der herrlichen Bildhauerkunst, daß sie in den Marmor eine Seele zu bannen weiß. Mädchen, welche die Ariadnefrage nicht kennen, bleiben unwillkürlich stehen und ahnen, daß hier ein großes Unglück, ein tiefer Kummer in Marmor vor ihnen ruht. Es sind Gesichtszüge, die nur auf die „Nacht“ des Michel Angelo in der Neuen Sacristei der Lorenzokapelle zu Florenz übergegangen zu sein scheinen. Vielleicht hat der große florentinische Meister Begeisterung aus diesen Ariadneziügen ge-

zogen und seiner wunderbaren Schöpfung zu Florenz eingehaucht als Renaissance der Antike.

Diese Statue bildet recht eigentlich einen Anhalts- und Ruhepunkt unter dem lebhaften Gewimmel der übrigen Bildwerke; der ganze Styl dieser Statue ist so würdig ernst gehalten, daß wir die Sünderin Ariadne vergessen und nur das schmerzgebeugte Weib vor uns erblicken.

Das Bildwerk ruht auf einem antiken Sarkophage, an welchem der Kampf der Giganten gegen die Götter in Basrelief dargestellt ist. Diese Bursche, deren kraftvolle Körper in wirbelnden Drachenschwänzen auslaufen, und welche trotzigen, wuthverzerrten Blickes Steine und Eichenäste gegen den Olymp schleudern und bei ihrem Himmelstürmen von den Göttern stets wieder mit zerschmetterten Gliedern in den Abgrund zurückgeschleudert werden, verrathen die Kühnheit und Phantasie des Meisters, der sie geschaffen. Es ist die bis zur Verzweiflung kämpfende Götterlästerung, und die Götter ließen sich nicht ungestraft lästern. — Ein sonderbarer Sargschmuck für die Asche von Personen, die gewiß in dem Glauben an die schönen Götter entschlafen sind. Aber die Antike nahm das nicht so genau mit ihren Vorwürfen, und selbst auf Sarkophagen der ersten christlichen Zeit, welche nachweisbar die sterblichen Reste von Christen bargen, finden wir mythologische Reliefs, — sogar Amor und Psyche, freilich von Puschern ausgeführt. Die Vorwürfe der heidnischen Plastik christianisirten sich erst nach und nach. Die Künstler blieben, man kann sich dieser Einsicht nicht verschließen, so lange Heiden, als sie konnten, und wo sie konnten und durften, fielen sie noch im frommen Mittelalter mit Vorliebe bei ihren Werken ins griechisch-römische Heidenthum zurück.



Ariadne.

Wir Alle haben in Rom wohl gelernt, in dieser Hinsicht auch das Papstthum milder zu beurtheilen. Die Päpste ließen die Schriftsteller und Philosophen verbrennen und den Bürger, der an die Schriftsteller und Philosophen glaubte, ließen sie auch verbrennen. Aber gleichzeitig füllten sie den Vatican mit heidnischen marmornen Götterbildern, gleichzeitig schufen Raphael, Guido Reni u. A. ihre farbenstrahlenden mythologischen Fresken. Der Humanismus war in der Kirche immer stärker, als der Fanatismus.

Können wir uns nach dieser jervösen Betrachtung eine kleine Absehwägung.

Wie „Saul unter die Propheten kommt?“ wie ich mich für Ornamentik so interessiren konnte, daß ich dem links von der schönen Ariadne befindlichen Bruchstück eines Frieses eine Aufmerksamkeit zuwandte, als wäre ich ein Architekt oder doch ein Kenner? Gewiß, es ist nicht die Zeichnung des Moments, wo Theseus die Ariadne verläßt und sein Schiff besteigt, welchen das Ornament darstellt. Der Mangel an Proportionen, an Perspective u. s. hat nur ein kunsthistorisches Interesse. Die Zeichnung des Ornamentes selber fesselte mich, diese Säulenmischen ein miniature des Theseus repräsentirt. Es liegt eine unbeschreibliche Grazie in dieser Zeichnung, und daß der Künstler in den beiden Säulenmischen einen Bacchus und eine Bacchantin angebracht hat, welche die reizendsten Linien zeigen, ist gleichsam die Darstellung der Zukunft der Ariadne, die von Bacchus später auf Naxos gefunden und erlöst wurde.

Um eine Photographie von diesem Ornament zu erhalten, sind ein Paar mir befreundete Architekten ganz Rom durchwandert, haben alle photographischen Anstalten durchstöbert. Umsonst. Da ordnete ich eines Tages meine Sammlung von Photographien. Ich kam an einen mittelmäßigen Merkur und siehe! Durch Zufall war das Ornament, welches dicht neben dem Gothe an der Wand befestigt war, mit auf die Platte und folglich mit auf das Bild gekommen. Die Freunde meiner Freunde ob dieser Entdeckung war groß. Die Mühe des Abzeichnens war ihnen erspart.

Man wundert sich bei uns zu Hause gewiß, daß man in Rom nicht einmal eine vollständige photographische Collection der plastischen Kunstschätze der Galerien bekommen kann. Leider ist dem so. Die Bravourobjecte — und auch diese nicht alle — erhält man käuflich, aber Tausende von Dingen, für den Studienfleiß von größtem Interesse, sind nicht zu haben. Ich habe wohl noch später Gelegenheit, hierüber ein Klagegedicht zu singen.

Wenn ich zu Hause sitze und oft stundenlang durch das Stereoscop die Porträts meiner marmornen römischen Freunde und Freundinnen betrachte, dann denke ich: es ist doch eine schöne Sache um die Phantasie! Sie führt uns zurück in die hinter uns liegende Wirklichkeit: — Rom! — Und dann höre ich die Wasser der Fontana Trevi rauschen und plätschern —

Denken Sie noch an die Fontana Trevi?! —
Zu Anfang meines nächsten Briefes bringe ich Ihnen einen Trunk aus diesem Quell, aus dem ewige Sehnsucht nach Rom sprudelt.

Die Vertrauten.

Gemälde von de Jonghe.

Der Maler dieses anziehenden Conversationsbildes gehört zu jener Gruppe moderner Pariser Künstler, welche nach dem Beispiel der Verburgh, Meun, Slingeland des 17. Jahrhunderts ihre Lieblingsaufgabe darin suchen, die Erscheinungsformen und die Sitten der eleganten Welt ihrer Zeit und Umgebung möglichst treu und mithin möglichst elegant zu schildern. Stevens und Toumonche bildeten mit de Jonghe lange Zeit die berühmteste Dreierheit unter den Malern dieser Richtung. Ihr Erfolg hat neuerdings viele Andere, mehr oder weniger Berufene, in die gleiche Bahn gelockt.

Dramatische, leidenschaftlich bewegte Vorgänge, an welchen das moderne Leben nicht ärmer ist, als das ältere Jahrhunderte, überhaupt Scenen, in welchen der Stoff bereits ein besonderes fesselndes Interesse zu erwecken geeignet wäre, vermeiden diese Künstler eher, als daß sie dergleichen zu Vorwürfen ihrer Gemälde suchten. Ruhige, ja innerlich durchaus gleichgültige Gegenstände, welche die Aufmerksamkeit des Beschauers durch ihren geistigen, gemüthlichen und poetischen Gehalt nicht von dem für den Maler Wesentlichsten, dem Wie der Darstellung: der Farbe, der Delicatesse der Zeichnung, der technischen Meisterlichkeit des Machwerks ablenken, solche sind es, in deren Behandlung sie ihren besten Ruhm suchen. Von den genannten Dreien geht Alfred Stevens in dieser Richtung am weitesten. Den eleganten Pariser Damen, in deren Darstellung er sich nie erschöpfen mag, muthet er kaum je den Schatten, den Schein einer bestimmten Handlung oder auch nur eines Gedankens zu. Bald läßt er die eine sich die Handschuhe über die schönen Finger streifen, bald mit dem Hut auf den Haaren durch das Fenster nach dem Wetter anschauen, bald einen kopfwackelnden, dickbäuchigen, chinesischen Gögen betrachten oder einen aufgespannten Sonnenschirm sich über den Kopf halten. Und trotzdem gehören seine derartigen Schöpfungen zu dem rein künstlerisch Vollendetsten und Geistreichsten, was die eigenliche malerische Kunst unserer Zeit hervorbringen vermochte. Die heutigen Maler dieser Richtung sind, sobald sie

ihre Gegenstände und Modelle nur in der eleganten Frauenwelt suchen, sicher kaum weniger von der Mode der Zeittracht begünstigt, als jene Niederländer. Zu keiner Zeit vielleicht hat letztere eine gleiche Mannigfaltigkeit der Formen, Schnitte, Farben gestakert und erzeugt, dem persönlichen Belieben, der individuellen erfindenden Phantasie und dem Geschmack der Einzelnen eine gleiche Freiheit gewährt, sich zu bethätigen in dem, womit und wie sie sich eine Dame kleiden und schmücken will, als die gegenwärtig herrschende. Sie verzichtet auf ihre einst so tyrannischen Herrscherrechte vollständig, als es selbst eine gut constitutionelle Königin von England vermöchte. Und das gerade macht diese modernen Frauen, zumal der Pariser guten Gesellschaft, als malerischen Gegenstand so willkommen.

Was Stevens nun mit außerordentlicher Energie des Farbentons und genialer Freiheit und Virtuosität des Vortrags behandelt, das ziehen Toumonche und de Jonghe vor, in einer bis zum äußersten Grade der Delicatesse und Glätte gehenden Manier, dabei aber in tadellos correcter Zeichnung und mit feiner Empfindung für das Charakteristische durchzuführen. Beide nehmen es auch viel weniger streng mit der „Gegenstandslosigkeit“ der Bilder. De Jonghe wählt sogar mit Vorliebe häusliche Scenen von einem gewissen gemüthlichen familiären Charakter, versteht seine schönen, zarten und aristokratischen jungen Frauen gelegentlich wohl mit einem größeren Töchterchen oder einem Baby, das er sogar von ihnen selbst genährt werden läßt! Aber immer merkt man doch, daß ihm bei diesem eleganten Familienglück, das er uns so gefällig schildert, die Toilette, welche seine Damen tragen, und jene Spuren der hochverfeinerten Existenz, welche sie umgeben, die Eleganz mit einem Wort, weit mehr die eigentliche Hauptsache ist, als jenes Familienglück selbst.

Unser schöne Holzschmittcopie eines Bildes von de Jonghe läßt auch, ohne daß sie von der Farbe mehr, als nur eine Andeutung der Ton-Verthe zu geben vermöchte, seine charakteristischen Eigenthümlichkeiten recht wohl erkennen. Die dargestellte Scene ist die in tausend Formen und Variationen von der modernen Kunst immer wieder behandelte: die beiden Vertrauten, von denen die

eine der andern ihre kleinen Herzensgeheimnisse und Freuden in den mitfühlenden Busen ausschüttet. — Das erste Duo zwischen Norma und Adalgisa ins moderne Parisische, aus der Sprache der Leidenschaft in die gedämpfte und discrete des freundschaftlichen Geplauders übersetzt, und ohne daß die erschütternde Entdeckung: der Geliebte der Einen sei der Verräther der Andern, das herzliche Zwiegespräch mit dem grellen schmerzlichen Mißklang bedrohte, in welchen jene berühmte lyrische Scene ausläuft. — Einen Brief, wie den, welchen die junge blonde Dame, in silbergrauer oder malvenfarbiger Atlasrobe, dort zwischen den feinen, schlanken Fingern hält, ganz nur für sich zu behalten, „die höchsten Freuden“, wie es in jenem Liebes des alten Bach heißt, in seinem Herzen einzuschließen, ist für ein solches in den meisten Fällen eine harte Zumuthung. Das Geheimniß kann wohl zuweilen das Glück mehreren und sichert jedenfalls seine längere Dauer. Aber eine kleine Ausnahme von der sonst unverbrüchlichen Verschwiegenheit muß dem Beglückten zu machen gestattet sein. Die Beichte ist auch für die, welche der Absolution nicht bedürfen oder nicht zu bedürfen glauben, ein tiefes, oft unüberstehliches Bedürfnis. Die größten Schmerzen scheinen sich für Viele zu mildern, wenn ihnen ein Gott den Freund gab, dem sie sagen, was sie dulden; die „höchsten Freuden“ sich noch zu steigern, wenn wenigstens noch eine andere Seele um sie weiß, um Den, der sie genießt, zu beglückwünschen und zu — beneiden. Mit Entrüstung würde sicher die große Mehrheit der vertrauenden Beichtiger ihres Glückes den Verdacht von sich weisen, daß letzterer Wunsch einen nicht geringen Antheil an ihrem Beichtbedürfnis habe. Wären sie der unbefangenen Prüfung des tiefsten Grundes des egoistischen eignen Herzens und der menschlichen Natur überhaupt fähig, so würden sie dort dies mächtige bewegende Motiv erkennen und Goethe's Carlos Recht geben, der zu Clavio das erschreckende, treffende, ewig wahre Wort spricht: „wenn Dich die Menschen nicht beneiden, so bist Du nicht glücklich.“

Sicher ist die dunkelgekleidete, dunkeläugige Freundin, deren lichte, volle, prangende Arme und Hals so lockend durch den schwarzen Flor ihrer Umhüllung schimmern, vom reinsten Wohlwollen, von der aufrichtigsten Herzenstheilnahme für ihre reizende Genossin, für deren Leid und Lust erfüllt. Und dennoch wette ich, daß sie in diesem Augenblick, wie sie da zurückgefunken in die Lehne und die Seidenkissen der Causeuse, die Hände auf dem Knie gefaltet, den schönen Kopf gegen die Schulter geneigt, lauschend dasitzt, mehr in die eigenen Träume, welche jenes Briefes Worte aus dem Schlummer in ihrem Herzen erwecken, als in die Gedanken über die Angelegenheiten der Freundin versunken ist. „Oh rimembranza!“ mag sie mit Norma seufzen. „So hat auch Er gesprochen!“ in den Tagen, die vorüber sind. Die ganze warme, süße Fluth der Erinnerungen steigt vor ihrem innern Blick auf, und ihr dunkler Augenstern umflort sich und blickt starr vor sich hin. Die Reihe der Bilder der eigenen Seligkeit zieht an ihr vorüber, jene Reihe, welcher das gemeine Schicksal alles Glückes und aller Schönheit, die Vergänglichkeit, ein nur zu schnelles Ziel setzte. Das Unwiederbringliche steht noch einmal so nah, so gegenwärtig, so leuchtend vor ihrer Seele, daß es wieder seinen Abglanz über ihre edlen Züge gießt, und ein leises, be-

glücktes Lächeln wie sonst wieder ihre feinen, ersten Lippen kränzelt. Was die Freundin dort noch weiter liest, bringt nur wie ein inhaltsloses Murren an ihr Ohr; wenn diese den Brief beendet hat und vom Papier aufblickend das frohe Gesicht der Andern zugewendet fragen wird, was sie nun sage zu so vieler Liebe, und was sie ihr zu thun rathe, dann wird diese wie aus tiefem Traum erwachen, verwundert und fremd in ihrem Boudoir um sich blicken und in einiger Verlegenheit um die Antwort sein.

Ludwig Pietsch.



Die Vertrauten. Von G. de Jonghe.

Berliner Briefe.

Von Otto Glagau.

3. Berliner Bau- und Häusergeschichte.

Große, um- und fernsichtige Geister müssen es stets büßen, wenn sie ihrer Zeit voraneilen, haben dafür regelmäßig Spott und Schaden zu erdulden; werden an der Idee, die sie bewegt und treibt, wo nicht mit Leib und Leben, so doch mit Hab und Gut, Ehre und Freiheit, fast immer zum Märtyrer. Was sie gewollt, erstrebt und angebahnt, wird dann von Andern klug benutzt und glücklich ausgebeutet; was sie gesät, ernten später lachende Erben.

Eine neue Bestätigung dieser leider sehr alten Erfahrung bietet ein Rückblick auf die jüngste Entwicklung Berlins. Wenn wir früher etwa behaupteten: das reizend schnelle Anwachsen unserer Stadt habe Niemand geahnt — so müssen wir uns jetzt etwas berichtigen. Es gab allerdings nicht nur Einen, nicht nur Etliche und Mehrere, es gab eine ganze Klasse von Leuten, die solches ahneten und dem Mangel und der Noth an Wohnungen,

worunter wir heute so bitter leiden, im voraus abzuhelfen gedachten. Es waren dies die sogenannten Bauunternehmer und Bauspeculanten, die schon während der dreißiger und vierziger Jahre in Berlin eine Rolle, wenn damals auch nur eine ziemlich klägliche und sehr undankbare, spielten. Sie zeigten sich von einer Baulust ergriffen, die kurzfristige Zeitgenossen einfach Manie und Schwindel nannten. In Folge ihrer ungestümen Thätigkeit entstanden über Nacht zahlreiche Straßen und ganze Straßenviertel, die, wie z. B. die große Oranienburger Vorstadt, zum Theil noch heute nicht völlig ausgebaut, noch heute nicht einmal durchgängig gepflastert sind.

Der hauptsächlichste Schauplatz ihrer Thaten wurde das weite wüste Köpniker Feld, wo sich zuerst vereinzelt, unter Kohlgärten und Kartoffelfeldern oder neben den Hütten und Ställen der ackernden Kleinbürger, urplötzlich vier bis fünf Stockwerk hohe, modisch aufgeputzte Häuser erhoben, bald auch ganze Straßenzüge emporwuchsen, die freilich noch lange Zeit ein sehr isolirtes und fragwürdiges Dasein führten und von der eigentlichen Stadt durch hohe Zäune geschieden waren — eine Welt für sich, buchstäblich mit Brettern vernagelt. Das ungeberdige Jahr 1848, in Folge dessen die Bevölkerung Berlins merklich zusammenschmolz, machte den Bauspeculanten durch ihre Rechnung einen bösen Strich, unterbrach für einige Zeit ihre Projecte und Experimente, bis diese dann etwa von 1857 ab mit verdoppeltem Feuereifer wieder aufgenommen wurden. Zäune und Bretterverschläge wurden niedergerissen, directe Verbindungsstraßen nach der Stadt hin durchgebrochen, und das ganze Köpniker Feld bis zur Ringmauer vollends ausgebaut. Auch weit hinter den derzeitigen Thoren, fern ab von der Stadt, wohin sich der Fuß eines luftwandelnden Berliner nur selten verirrete, sah man großartig angelegte Gebäude wie Pilze aus der Erde schießen: Bauwerke, über deren Bedeutung und Zweck man sich kaum klar zu werden vermochte.

Dieser Anzahl von neugebauten Häusern fehlte es lange Zeit an allen — oder doch an Miete zahlenden Bewohnern. Sie standen entweder gänzlich oder stückweise leer, oder sie beherbergten sogenannte Trockenwohner, die das Obdach, welches sie hier gefunden hatten, zwar nicht mit Gelde, aber aus Ursachen der noch feuchten, dumpfen und oft nur halbfertigen Räume, mit Krankheit und Siechthum, ja mit dem Leben bezahlen mußten, und erst zahlungsfähige Miether heranzulocken sollten. In diesen fast durchgehends auf den wohlhabenden Mittelstand berechneten, prälerisch aufgeputzten Häusern nißete sich das Proletariat, die Armuth und auch wohl das Verbrechen ein; und sie nahmen bald ein schmutziges, verworrenes Aussehen an: mit abbröckelndem, grün anlaufendem Mauerwerk, in den Angeln hängenden, nicht mehr verschließbaren Thüren und zerbrochenen, verklebten Fenstern, aus denen nasse Wäsche und allerhand Lumpen flatterten. Es kam vor, daß der Wirth und die sogenannten Miether sich gegenseitig gar nicht kannten, daß sich hier Leute einquartiert hatten, ohne Jemanden zu fragen, ja daß ein Wirth überhaupt nicht vorhanden, das betreffende Haus zeitweilig ganz herrenlos war, indem der ursprüngliche Erbauer oder der letzte Besitzer sich aus naheliegenden Gründen spurlos verloren hatte. Viele Häuser gingen schon im Rohbau aus einer Hand in die andere, wurden

schon im Rohbau drei-, viermal hintereinander gerichtlich sub-
 hastrirt; viele Bauten blieben liegen, standen Jahre lang mit offe-
 nen Thür- und Fensterhöhlen da, bildeten, wiewohl noch lange
 nicht vollendet, bereits wieder traurige Ruinen, woselbst mancher-
 lei Nachtgevägel, gefiedertes und ungefedertes, hauste. Die Herren
 Bauunternehmer und Bauinspektanten selber beschloffen ihre fast
 immer nur sehr kurze Laufbahn gewöhnlich in „Möser's Ruhe“,
 in dem damaligen Schulgefängniß, und sie bildeten hier die
 Mehrzahl der Insassen. Sie recrutirten sich vorwiegend aus
 dem Stande der Maurer- und Zimmergesellen, oder waren doch
 sehr problematische Existenzen, die sich bereits in den verschie-
 densten Künsten und Gewerben versucht hatten. Sie besaßen
 entweder gar keine oder doch ganz unzureichende Mittel, sondern
 lebten und hausten allein auf „Pump“. Sie waren den Preis
 für die Baustelle schuldig geblieben und ebensowenig konnten sie
 die Bauhandwerker bezahlen, die mit ihnen zu Grunde gingen.
 Von all den Gebäuden, die sie ihr eigen nannten, gehörte ihnen
 thätlich kein Mauerstein, und mit Rücksicht darauf entstand
 das gesüßelte Wort: „Sieben Häuser und keine Schlafstelle.“
 Während die „Bauherrn“ sich unsichtbar gemacht hatten oder
 in der Gefangenschaft schmachteten, geriethen ihre Werke unter
 den Hammer; aber es fanden sich nur schwer Käufer, und es ist
 mehr als einmal vorgekommen, daß solch halb- oder ganzfertiges,
 bewohntes oder unbewohntes Haus, das heute einen Werth von
 20,000 bis 60,000 Thaler behauptet, irgend einem Jemand, der
 zufällig die Gerichtsstelle betrat, oder einem herzugewandten Be-
 amten für ein paar Thaler zugeschlagen ward. Unter diesen, oft
 mit dem größten Unverstand, wo nicht gar mit verbrecherischer
 Leichtfertigkeit errichteten, so zu sagen, nur aufgebundenen Gebäu-
 den graßte aber auch eine eigene Gattung: der Häusererei; und
 etliche mit besonders schrecklichen Katastrophen verbundene
 Fälle leben noch in Aller Gedächtniß!

Noch lange hielt die Baulust, oder, wie ihre Gegner es
 nannten — der „Bauschwindel“, an, und demzufolge blieb in
 Betreff der Wohnungen noch lange die Nachfrage hinter dem
 Angebot zurück. Noch im Jahre 1865 standen von zusammen
 etwa 140,000 Wohnungen 4500 leer; und unter diesen waren es
 — was wohl zu beachten ist — wieder 3500 Quartiere, die
 höchstens 100 Thaler Jahresmiete kosteten, so daß weitaus die
 Mehrzahl der unvermieteten Wohnungen zu den kleinsten und
 billigsten gehörte. Der 1866 ausbrechende Krieg ließ sogar von
 zusammen 148,000 Wohnungsgelassen gegen 8000 leer stehen,
 und selbst im Jahre 1867 blieben von zusammen 152,000 Quar-
 tieren noch etwa 5500 unvermietet. Bis dahin war der Miet-
 zins in Berlin noch ein sehr mäßiger, kaum höher, als in den
 größeren Provinzialstädten; man nahm an, daß er durchschnittlich
 ein Fünftel von dem Jahreseinkommen erheische, und mit dieser
 Schätzung konnten die Steuerpflichtigen sehr wohl zufrieden sein.
 Allein schon fing die Baulust an merklich nachzulassen; die bisher
 ungünstigen Erfahrungen, die unsichere oder doch bedenkliche
 politische Lage, vorzüglich die reservirte Haltung des Capitals
 ließen Vaugelder nur schwer und mit großen Opfern aufstreiben.
 Während das Polizeipräsidium im Jahre 1865 noch 4200 Bau-
 erlaubnischeine erteilt hatte, wurden solcher, 1866 nur 2676
 und 1867 nur 2650 verlangt. Gleich darauf begann nun aber
 ein so starker Zuzug von außerhalb, eine so große, sich beständig
 noch steigende Einwanderung, daß das frühere Verhältniß sich
 unipfänglich umgestaltete, sich bald völlig verkehrte. Während 1867
 die Wohnungsgelasse, welche höchstens 200 Thaler Jahresmiete
 kosteten, noch 85 Procent der Gesamtzahl ausmachten, betrug
 sie im 1. Quartal 1868 nur noch 36 Procent; während der Pro-
 centzahl der Wohnungen von über 1500 Thaler Jahresmiete
 1867 nur $\frac{2}{5}$ war, lautete er 1868 schon $9\frac{3}{4}$ Procent. Mit
 andern Worten: die Zahl der Wohnungen mit höchstens 200
 Thaler Jahresmiete hatte sich um mehr als die Hälfte ver-
 ringert, die Anzahl der Wohnungen von über 1500 Thaler da-
 gegen sich fast um das Fünfundzwanzigfache vermehrt. So rapid
 waren die Miethen in Einem Jahre gestiegen. Und sie blieben

seitdem — um das gleich hier zu vermerken — in ununterbroche-
 nem Steigen; selbst seit 1868 hat sich die Höhe des Mietzinses
 mindestens verdoppelt, wo nicht verdreifacht. Die Herren Wirthe
 steigern ihre Miether regelmäßig von Jahr zu Jahr — wenn es
 der Contract irgend zuläßt, auch schon mit jedem neuen Halb-
 oder gar Vierteljahr — und die Miether fügen sich in das Un-
 vermeidliche, ja, ein Miether überbietet immer noch den anderen.
 Zu Ostern und zu Johanni 1870 machte sich in Berlin
 zuerst die „Wohnungsfrage“ geltend und setzte namentlich die
 unteren Schichten der Bevölkerung in Bewegung und in Schrecken.
 Nur der unmittelbar darauf entbrechende Krieg gegen Frankreich
 beseitigte einstweilen den Nothstand. Aber gleich nach dem ab-
 geschlossenen Frieden trat er um so greller zu Tage. Damals
 durchirrten Hunderte von „kleinen Leuten“ die Straßen, Wochen
 und Monate lang vergebens nach einem Obdach suchend, so daß
 selbst schon die Behörden in Besorgniß geriethen. Und Gott
 weiß, was die allernächste Zukunft bringen wird! Denn wie sehr
 sich die Baulust auch wieder regt und innerhalb der Stadt wie
 im weitesten Umkreise von Berlin täglich neue Projecte und thät-
 iglich großartige Unternehmungen hervorruft — das Alles
 scheint dem Bedürfniß noch lange nicht zu genügen, ja, die Noth
 nicht einmal zu mindern. Wohnungen zu einem Mietzins von
 30 bis 50 Thalern jährlich, wie sie noch 1867 über 30 Procent
 der Gesamtzahl ausmachten, existiren überhaupt nicht mehr;
 auch das kleinste elendeste Ge-
 läß ist heute nicht unter 70 bis 80
 Thalern zu haben. Selbst dunkle, feuchte Keller, unheißbare
 Bodenkammern und unbenutzbare Stallräume finden Scharen
 von Bewerbern und werden mit Geld aufgewogen. Sogar in
 abgelegenen Stadttheilen stellt sich bei kleineren und Mittel-
 wohnungen, die verhältnißmäßig am theuersten, weil am gesuch-
 testen sind, der Preis jeder Pfüce, Küche und Kammer mit ein-
 gerechnet, gegenwärtig schon auf 100 Thaler, wogegen er in den
 frequenten Stadttheilen das Doppelte und Dreifache erreicht, und
 alle Geschäftslocalitäten, gleichviel ob sie im Vorder- oder Hinter-
 hause, über oder unter der Erde gelegen sind, noch ungleich höher,
 nicht selten mit geradezu ungläublichen Summen bezahlt werden.
 Der Mietzins erfordert jetzt durchschnittlich ein Viertel, häufig
 genug ein ganzes Drittel der Haushaltungskosten; er nöthigt
 die Familien zur größtmöglichen Einschränkung auf allen an-
 deren Gebieten, und er erzeugt namentlich unter den sogenannten
 gebildeten Ständen, die kein eigenes Vermögen besitzen, sondern
 nur von ihrem mehr oder minder schmalen Gehalte leben, ein
 förmliches Proletariat.

Daß mit solchen Zuständen die Stellung und Bedeutung
 der Berliner Hauswirthe eine wesentlich andere geworden ist,
 darf wohl nicht besonders betont werden. Wer von jenen Bau-
 unternehmern sich in die Gegenwart hinübergerettet, sich irgend
 einen Grundbesitz zu erhalten gewußt hat, ist heute ein gemachter
 Mann und blickt lächelnd auf die Zeit zurück, wo die Diener des
 Stadtgerichts auf ihn Jagd machten, und der Executor sein Haus-
 freud war. Die Berliner Hausbesitzer waren früher vorwiegend
 Kleinbürger, ein starker Bruchtheil von ihnen ehemalige Haus-
 knecht und Budiker, die sich allmählig aus dem Kellergeschoß in
 die höheren Stockwerke emporgeschwungen. Auf allen Häusern
 lasteten große Hypotheken; noch im Jahre 1865 waren nahezu
 vier Fünftel des Grundbesitzes von Berlin verschuldet. Reiche
 und wohlhabende, vornehme und hochgestellte Leute pflanzten lieber
 zur Miete zu wohnen, als daß sie sich den mit dem Besitz und
 der Verwaltung eines Hauses verbundenen Unzuträglichkeiten
 unterzogen. Heute beilen sie sich, um jeden Preis ein Haus zu
 ersehen, um nur überhaupt eine Wohnung zu finden. Noch
 mehr Eifer in diesem Sinne entfalten alle Geschäftsleute, denn
 ohne Grundeigenthum schweben sie in steter Gefahr, von einem
 Concurrenten ausgemietet oder aus andern Ursachen aufgekin-
 digt zu werden. Wohl dem, der schon gekauft hat, sei es auch
 erst ganz kürzlich: — er kann sich frohlockend die Hände reiben!
 Mit den Miethen und in demselben Grade ist selbstverständlich
 auch der Preis der Häuser, der Werth von Grund und Boden

gestiegen. Im Jahre 1865 berechnete sich der durchschnittliche
 Werth eines Hauses in Berlin auf 24,000 Thaler, im Jahre
 1867 schon auf 35,000 Thaler, und zur Zeit kann er ohne Ueber-
 treibung wohl auf 80,000 Thaler angegeben werden. Wohl dem,
 der selbst heute noch kauft! Er kann schon morgen mit einem
 schönen Profit wieder verkaufen. Zahlreiche Häuser, namentlich
 in der besten Stadtgegend, sind im Laufe weniger Monate oder
 gar bloß weniger Wochen durch ein Duzend Hände gegangen,
 und jede Hand hat dabei Fünf- bis Zehn-, auch wohl Fünf-
 zeh- bis Zwanzigtausend Thaler verdient. Die Speculation in
 Häusern, in Baustellen und Baugrund ist weit erflücklicher, als
 selbst die Speculation an der Fondsbörse. Und auch weit rath-
 licher, weit sicherer! Denn wie fabelhaft klingende Preise auch
 bereits für Alles, was Haus oder Baugrund heißt, bezahlt
 werden: man erwartet allgemein, und es ist fast bestimmt vor-
 auszusehen, daß diese Preise noch weiter steigen werden. Solche
 Erwartung und Ueberzeugung hat bereits mehrfach zu komischen
 Wirkungen geführt, daß nämlich die Verkäufer gar nicht mehr
 wissen, wieviel sie denn eigentlich fordern sollen; daß sie ihre
 Forderung von Tag zu Tag steigern und verdoppeln, und daß
 sie, selbst wenn ihre verwegene Forderung bewilligt oder wohl
 gar, wie es schon vorkommt, noch überboten wird, trotzdem nicht
 loszuschlagen wagen, in der Furcht, sie könnten sich übereilen und
 sich, mit Rücksicht auf die Zukunft, Schaden thun. Kleine Land-
 schollen, irgendwo versteckt, vor den Thoren oder in weiter Ent-
 fernung von der Stadt gelegen, um die sich bisher Niemand ge-
 kümmert hat, weil sie eben völlig werthlos schienen, werden ihrem
 glücklichen Eigenthümer, den man erst lange suchen muß, und der
 sich dieses seines Eigenthums kaum noch bewußt ist, mit einem
 Beutel voll Gold bezahlt. Im ein- bis zweimeiligen Umkreise
 von Berlin kostet die Quadratrute Baugrund bereits 50 bis
 100 Thaler, in der Stadt aber 1000 bis 10,000 Thaler. Es
 ist fast ebenjo wie mit den Goldbistricen in Kalifornien oder
 in Australien. Aus den Berliner Kohl- und Kartoffelgärtnern
 sind Fünzigtausend- und Hunderttausend-Thaler-Männer ge-
 worden, aus manchen Bauern der benachbarten Dörfer wohl gar
 Viertel- und Halbmillionäre. Allen diesen Leuten ist es ergan-
 gen wie im Märchen. Sie haben sich arm zu Bette gelegt und sind
 am andern Morgen mit einem ungeheuren Geldsack an der Seite
 wieder erwacht. Sie sind ohne ihr Zuthun, bloß durch die Con-
 junctur, wohlhabend und reich geworden. Aber viele, vielleicht
 die meisten von ihnen, leben noch ganz nach alter gewohnter
 Weise, sitzen noch in ihren niedrigen Rathen, führen noch selber
 den Pflug und den Spaten und essen und trinken noch ebenjo
 frugal wie ehemals.

Eine Wohlthäterin der Kindheit.

Von F. von Hohenhausen.

Die humanistische Tendenz unseres Zeitalters bringt es mit
 sich, daß wir mit besonderer Vorliebe uns der Persönlichkeiten
 erinnern, die sich um die Wohlthätigkeit verdient gemacht haben.
 Mit welcher Begierde sind die Odenislisten gelesen worden, die so
 viele Namen von verdienstvollen Frauen bekannt gaben! So wie
 diese sich in allen Welttheilen und unter allen Nationalitäten vor-
 fanden, kann man auch aus der Vergangenheit berühmte Namen
 wieder in Erinnerung bringen, deren Trägerinnen für alle Zeit
 ein nachahmenswerthes Beispiel gegeben haben. Es dürfte vielen
 Leserinnen unbekannt geblieben sein, daß die erste Gründerin der
 segensreichen Kinderbewahr-Anstalten eine Französin war. Ab-
 laide Anna Louise, Marquise von Pasforet, wurde 1765 in der
 Provence geboren und verheirathete sich zu Paris am 14. Juli
 1789, an eben dem Tage, an welchem die Bastille erstürmt wurde.
 Der Marquis von Pasforet stimmte den Grundfägen der Frei-
 geister und Staatsumwölger bei, wie es von vielen Mitglie-
 dern

Intermezzo.

Für das Pianoforte comp. v. Richard Wüersl.

Allegro moderato.

Intermezzo da Capo senza Replica sin al fine.

der Adelspartei damals geschah. Er erhielt mehrere hohe Aemter, und seine schöne, junge Gemahlin glänzte an seiner Seite in der Bewegung von Paris. Es existirt ein reizendes Porträt von ihr, auf welchem sie in Sammet und Hermelin erscheint, schwarze Locken auf dem weißen Nacken, glückstrahlende edle regelmäßige Züge.

Die Grazien des Reichthums schienen bei ihrer geschmackvollen Toilette präsidirt zu haben; Weltlust und Sorglosigkeit waren augenscheinlich ihre steten Gesellschafter. Niemand ahnte wohl, daß diese glückliche, elegante Dame oft Stunden lang unerkannt, in einen dunklen Anzug gehüllt durch die Straßen der entlegenen Theile von Paris wanderte, um einer verborgenen Neigung zu folgen. Es war die heilige Sympathie für das Unglück, die sie befehlte! Heimlich suchte sie es auf und war, wie einst die heilige Elisabeth, oft in Gefahr, den Zorn eines strengen Gemahls zu erregen, weil sie beinahe zu weit ging in ihrer Selbstaufopferung.

Besonderes Mitleid widmete sie den Frauen und Kindern der Armuth; wenn erlere krank waren oder außer dem Hause arbeiten mußten, blieben letztere ohne Aufsicht und Pflege. Einmal fand die Marquise sogar ein Kindchen todt in der Stube seiner abwesenden Mutter, einer Arbeiterin. In Thränen zerfließend erzählte die mitleidige Dame ihren vornehmen Freundinnen von diesem Unglück und ruhte nicht eher, als bis sie sich bereit finden ließen, in mehreren Stadtvierteln ein Kinder-Asyl zu gründen. Der Anfang war bescheiden; die Mütter brachten ihre Kinder und zugleich ein Körbchen voll Lebensmittel für den ganzen Tag und holten Abends die Kleinen wieder ab. Später sorgten die vornehmen Damen selbst für den Unterhalt und auch für Kleider; sie errichteten auch eine Abtheilung für Säuglinge, Krippen (crèches) genannt, um die Mißbräuche der Findelhäuser möglichst abzustellen. Aber diese wohlthätige Wirksamkeit wurde durch die gesteigerten Schrecken der Revolution auf Jahre hinaus unterbrochen. Die gütige Pflegerin der Kinder der Armuth ward eingekerkert, und ihr Gatte sollte enthauptet werden, obwohl er ein Volksfreund gewesen, er rettete sich indes durch die Flucht nach Deutschland. Erst als Napoleon I. die Ordnung wieder hergestellte, kehrte der Marquis von Pastoret nach Frankreich zurück, aber als Bettler, sein ganzes Vermögen war von der Revolution verschlungen, die er begünstigt hatte. Seine Gemahlin ließ sich jedoch nicht abschrecken, für die Wiederbelebung der Kinder-Asyle thätig zu sein; während der Marquis danach trachtete, Ehrenstellen zu erlangen, sollicitirte sie bei allen Mächtigen um Unterstützung für die Kinder der Armuth. Es gelang ihr so gut, daß sie ihre Einrichtungen als Musteranstalten preisen hörte; einst kam der berühmte National-Ökonom Edgeworth aus London mit seiner Tochter, der bekannten, trefflichen Kinderchriftstellerin, in ein solches Kinder-Asyl. Beide waren so überzeugt von dem Nutzen, den dasselbe für das Volkswohl hat, daß sie beschloßen, ähnliche Einrichtungen in England einzuführen. Von dort aus verbreiteten sie sich über die ganze humanitisch gebildete Welt.

Die Marquise von Pastoret, die Wohltäterin der Kindheit, starb in hohem Ansehen über achtzig Jahr alt 1843 zu Paris.

Wirthschaftsplaundersien.

Wein aus Gartenfrüchten. Daß der Wein des Menschen Herz erfreuen kann, auch wenn er nicht die Rebe seine Mutter nennt, ist nichts Neues für die Bewohner nördlicher Breitengrade, denen die Weintraube für allen Aufwand von Mühe und Fleiß doch nur ein saures Getränk liefert, bei dem man nicht fröhlich sein kann.

Kern- und Steinobst, welche bei weniger Mühe und größerer Sicherheit reichere Ernten liefern, als der Weinstock, sind seit uralter Zeit zur Erzeugung von weinigen Getränken herangezogen worden, d. h. wohl so lange, als man überhaupt durch Gartenpflege die Obstbaumfrucht zu veredeln verstand.

Die Vereitung von Birnen- und Apfelwein soll, wie man annimmt, aus Afrika stammen, von wo sie mit den Mauren nach Spanien gelangte; die römischen Schriftsteller Virgil und Plinius erwähnen rühmend des aus Aepfeln bereiteten weinigen Getränkes.

Zu Beginn unserer Zeitrechnung kannte man in Deutschland noch kein veredeltes Obst; nachweislich vermochte einheimischer Cider dem Meth aus Honig um die Zeit Karl's des Großen zuerst in Deutschland Concurrenz zu machen.

In Mitteleuropa hat man ganz besondere Sorgfalt auf die Obstweinebereitung, etwa vom sechsten Jahrhundert ab in Frankreich, namentlich in der Normandie, verwendet; feurige Lobredner sind dem Cider von dort aus schon vor langer Zeit erstanden. Joannes Mendanus, ein Pariser Arzt, erklärte vor über hundert Jahren, daß der Obstwein nicht bloß dem besten Wein an Güte gleichkomme (!), sondern sogar der Gesundheit zuträglicher sei, als letzteres Getränk. Der Obstwein, sagt er, erhalte nicht nur die Gesundheit in sehr gutem Zustande, sondern der tägliche Gebrauch desselben sei auch ein vortreffliches Mittel gegen die Melancholie. Er verlängere gleichsam das Leben und führe zu einem hohen fröhlichen Alter. Deshalb würden die Leute auch nirgend so alt, als in den Gegenden, wo viel Obstwein getrunken wird.

Man nannte den Obstwein auch „le lait des vieillards“, kurz, man stellte in überschwenglicher Weise Atteste aus, wie sie in unseren Tagen der Apfelwein-Petisch nicht besser aufzuweisen fand.

Nun, über den Geschmack läßt sich nicht streiten, aber soviel steht fest, daß ein guter Apfelwein hundertmal mehr der Gesundheit zuträglich ist und besser schmeckt, als jene Kunstproducte, die unter dem Namen Wein dem Markt überschweben, obwohl sie mit der Rebe in gar keiner verwandtschaftlichen Beziehung stehen. In Deutschland wird zur Zeit fast nur in der Gegend um Frankfurt a. M., in Baden und Württemberg guter Cider bereitet, und nur sehr allmählig beginnt auch an anderen Orten unseres Vaterlandes diese Industrie Fuß zu fassen.

Ein aus Borsdorfer Aepfeln gut bereiteter Apfelwein kann wohl den Vergleich mit manchem guten Traubenwein ausfallen; von der Mehrzahl der künstlichen Apfelweine kann man dies freilich nicht sagen. Trotzdem verdient der Cider auch in obstrichen Deutschland diejenige Verbreitung, welche er in der Normandie und Picardie besitzt (die Normandie allein consumirt jährlich ca. 400 Millionen Liter Apfelwein und ca. 90 Millionen Birnenwein), besonders als gesundes Getränk der Landbevölkerung und als Verdünger des Branntweins und jener elenden Kunstweine, von denen vorher die Rede war.

Der Genuß des Traubenweines bei körperlicher Arbeit ver-

ursacht starke Transpiration, ist auch in Ländern, die keinen Wein bauen, zu kostspielig. Bier wird im warmen Sommer leicht schaal und verliert dann von seiner erfrischenden Wirkung, Branntwein macht träge und schläfrig; Obstwein dagegen bleibt auch im heißen Sommer ein gesundes wohlgeschmeckendes Getränk.

Die Obstweine unterscheiden sich vom Traubenwein, abgesehen vom Geschmack und Geruch, wesentlich durch ihren geringeren Alkoholgehalt und durch ihren größeren Reichthum an Säure und Pflanzenschleim. Während die Säure der Trauben aus Weinsäure besteht, die zum Theil nach der Gährung als Weinstein (saures weinaures Kali) sich ausscheidet, enthalten die Obstweine statt dessen Apfelsäure und Citronensäure, die auch in ihren Verbindungen mit Kali in der gegohrenen Flüssigkeit in Lösung bleiben.

Reine Obstweine sind durch ihren geringen Weingeistgehalt höchstens drei bis vier Jahre haltbar; um sie länger haltbar zu machen, erhöht man den Weingeistgehalt durch Zusatz von Roh- oder Traubenzucker zum Most, oder wenn nicht zuviel Säure vorhanden, wie beim Birnenmost, indem man einen Theil Most auf ein Drittel abdampft und ihn dann zur Hälfte mit frischem Saft zur Einleitung der Gährung versetzt. Um einen zu starken Gehalt an Säure zu vermeiden, verdünnt man den Saft mit Wasser und läßt ihn dann mit einer verhältnißmäßig größeren Menge Zucker versetzt gähren.

Es kann nicht unsere Absicht sein, hier näher auf die Vereitung des Apfel- und Birnenweines einzugehen (wir verweisen dafür auf das Werkchen: Die Obstweinkunde von Dr. S. Schmidt, Weimar, Voigt 1859), sie gehört der Industrie an, wohl aber glauben wir unseren Lesern einen Dienst zu erweisen, wenn wir denselben mit guten Vorschriften zur Vereitung von Beerenweinen an die Hand gehen.

Die Beerenweine zeichnen sich vor Apfel- und Birnenweinen durch ihr eigenthümliches Aroma aus; zu ihrer Vereitung erfordern sie des großen Gehaltes an Säure wegen stets einen bedeutenden Wasser- und Zuckersatz, und stellen sie, bei kunstgerechter Vereitung, äußerst wohlgeschmeckende und gesunde Dessertweine dar, ein Zeugniß, welches dem Stachelbeerwein vor Zeiten schon, wie männiglich bekannt, vom Vicar of Wakefield ausgestellt wurde.

Die bekanntesten Beerenweine sind der Johannisbeerwein und der Stachelbeerwein; weniger gebräuchlich Weine aus Himbeeren, Erdbeeren, Heidelbeeren und Wacholderbeeren. Himbeeren und Erdbeeren verlieren während der Gährung fast vollständig ihr Aroma, man pflegt daher anderen Fruchtweinen, denen man das Aroma dieser Früchte geben will, erst gegen das Ende der Gährung diese Früchte zuzusetzen.

Bei der Vereitung aller Beerenweine ist eins nicht außer Acht zu lassen, der Umstand nämlich, daß der natürliche Gehalt der Beeren an Säure und Zucker ein verschiedener ist, je nachdem die Zuckersorte freigelegig oder sparsam ihre Strahlen spendet, daß schlechte Jahrgänge mehr Säure und weniger Zucker, gute Jahre das umgekehrte Verhältniß zeigen, und daß man demgemäß in schlechten Jahren mehr Wasser und mehr Zucker dem Beerenmost zufügen muß.

Nächst der Weinbeere liefert die Johannisbeere dem Aroma nach den besten Wein. Sehr vortheilhaft für die Darstellung eines guten Johannisbeerweines ist es, die Beeren erst dann abzupressen, wenn sie bis zum Abfallen reif sind. Das Kennzeichen ist die völlige Durchsichtigkeit der Beeren. Man thut wohl, nach dem Abpressen der Traubenbüschel die unreifen Beeren abzuwerfen und wegzuworfen. Nur wenn man die Farbe der Beeren im Wein zu erhalten wünscht, müssen die verschiedenfarbigen Beeren von einander getrennt werden; auf die Güte des Weines hat dies keinen Einfluß, ja, es ist sogar besser, rothe und weiße Beeren gemischt zu verwenden.

Zu einem hölzernen Gefäß werden 35 Pfund der entkämten (entfingelten) Johannisbeeren unter Zusatz von 3 Liter Wasser mittelst einer hölzernen Keule zerquetscht; alsdann wird dieser Brei nach und nach in einen aus Leinwand, oder besser aus Müllertuch, gefertigten Spitzbeutel gefaßt, der auf ein in ein Gefäß schräg gestelltes Brett gelegt, mit der Brust oben festgehalten und mittelst eines Kollholzes ausgedrückt wird, wie jede Hausfrau ein solches Pressverfahren kennt, welches hier jeder anderen Presse vorzuziehen ist. Die Pressrückstände werden wieder in das erste Gefäß gebracht und unter Zusatz von 6 Liter Wasser mittelst der Keule gut durchgearbeitet und auf die angegebene Weise abermals ausgepresst. Die so gewonnene Flüssigkeit bringe man in ein Anfergefäß (womöglich vom Rheinweine, 30 Liter Inhalt) und setze 24 Pfund guten Zucker hinzu, der vorher in 12 Liter Wasser aufgelöst ist, und dann noch so viel Wasser, daß das Anfergefäß bis auf 3 Finger hoch gefüllt ist. Dieses so gefüllte Anfergefäß bringe man in einen Raum, der 15—20° R. Wärme hat, und verschließe das Spundloch in der Weise, daß Fliegen u. dgl. nicht hineinfallen können, das Entweichen der Kohlensäure jedoch nicht behindert wird, fülle alle drei Tage etwas Wasser nach, und belasse das Gefäß 6 Wochen hindurch in diesem Räume. Alsdann wird das Gefäß vollständig mit Wasser gefüllt, mit einem Spunde leicht verschlossen, und in einen Keller von 10—12° R. zur Nachgährung gebracht, wo dasselbe 6 Monate hindurch ruhig verbleibt. Hierauf wird die klare Flüssigkeit vom Bodensatz vorsichtig abgegossen, auf Flaschen gefüllt, die man leicht verkorkt und ein Jahr hindurch stehend im Keller aufbewahrt. Man muß jedoch öfters nachsehen, da wohl einige Korkte abgeworfen werden könnten. Nach Verlauf dieser Zeit sind die Flaschen nun fest zu verkorken, und ebenfalls stehend im Keller aufzubewahren.

Durch einen Zusatz von 1/4 Pfund zerkleinertem Rosinenstengel gewinnt dieser Johannisbeerwein außerordentlich und erhält dann einen dem Tokayer ähnlichen Geschmack.

Statt des Zuckers kann man auch nach einer anderen Vorschrift Stärkesyrup nehmen, und zwar entweder gleiche Theile Johannisbeersaft und Stärkesyrup oder zwei Theile von jenem und einen Theil von diesem und wie oben beschrieben gähren lassen.

Gleiche Theile Stachelbeersaft und Johannisbeersaft geben ein dem Madeirawein ähnliches Getränk, wenn jedem Liter Saft 1/4 Pfund Zucker zugesetzt und der Most damit in Gährung gebracht wird. Ist der Wein abgegohren, so mischt man auf 8 Liter Saft 1 Liter reinen fuselfreien Branntwein hinzu, nachdem der Wein auf ein anderes Faß abgezogen worden. Der Wein bleibt auf demselben noch fünf bis sechs Monate liegen und wird dann auf Flaschen gefüllt.

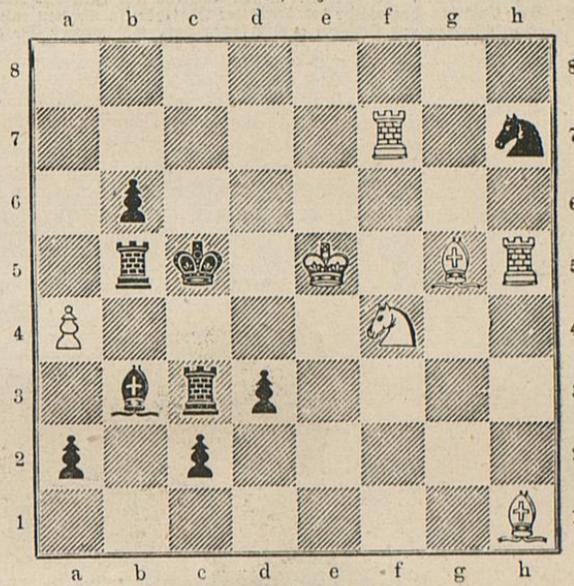
Stachelbeeren enthalten im Durchschnitt über ein Procent Zucker mehr und beinahe 1/2 Procent Säure weniger, als Johannisbeeren, erfordern also weniger Zucker, als diese.

Unreife Stachelbeeren werden in England in großen Mengen zur Erzeugung eines Schaumweines verwendet. Stachelbeerwein hat den Nachtheil gegenüber dem Johannisbeerwein, erst nach

mehreren Jahren vollkommen flaschenreif zu werden. Achtzehn Liter reifer Stachelbeeren werden wie oben angegeben in einer Büttle zerquetscht, worauf man sie 24 Stunden lang stehen läßt und dann den Brei auspresst. Der Pressrückstand wird mit 9 Liter mäßig heißem Wasser übergossen und bleibt gut bedeckt in der Büttle 12 Stunden lang stehen. Nun preßt man die Trester nochmals aus, und mischt die so erhaltene Flüssigkeit mit dem zuerst erhaltenen Saft. In je 18 Liter dieser gemischten Flüssigkeit werden dann 12 Pfund weißer Zucker aufgelöst. Je reifer die Frucht war, desto höher muß die zur nachfolgenden Gährung nöthige Temperatur sein. Bei sehr kaltem Wetter muß man den Most in die Nähe des Feuers stellen. Sind die Stachelbeeren unreif oder eben reif, so erfolgt die Gährung bei einer niederen Temperatur und mit größerer Festigkeit. Hat die Gährung auch in der Wärme völlig aufgehört, so zieht man den Wein möglichst klar ab. Auf je 18 Liter desselben werden dann nach der englischen Vorschrift 2 Liter Cognac oder fuselfreier Branntwein zugelegt und gut mit dem Weine vermischt der Ruhe überlassen. Der Weingeist bewirkt eine Abscheidung von Flocken, die nach einem Monat etwa beendet ist, worauf man den Wein klar abzieht und damit ein Faß vollständig füllt. Um hinlänglich mild und flaschenreif zu werden, braucht dieser Wein nicht weniger, als fünf Jahre; er ist indeß schon viel früher trinkbar.

Schach-Aufgabe. Nr. V.

Von K. G. in Berlin.
Schwarz.



Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Charade Seite 232. „Armselig“.

Beschreibung des Modenbildes.

- Figur 1. Robe und Ueberkleid aus weißem, blaugemustertem satin (Baumwollstoff), mit Fransen und Rüschen von gleichem Stoff garnirt. Kravatte von lichtblauem Crêpe-de-Chine. Runder weißer Strohhut mit braunem Bande, blauer Feder und Schleier von brauner Seidengaze.
- Figur 2. Kleid und Tunika aus staubblauem Seidenrepas, am unteren Rande des Kleides ein breiter gestellter Volant. Die Tunika ist mit einer Verschmürung von blaueidener Rundschür und mit gleichfarbigen Grelots ausgestattet. Balletot von schwarzem Seidenrepas, mit Blenden, Verschmürung und Guipürespitze garnirt. Weißer Strohhut mit staubblauem Kepsbande, Blumen und Füllchapes.
- Figur 3. Anzug für Mädchen. Kleid aus blauem, Ueberkleid aus blau und weiß gestreiftem Batist, mit Franzen und Bandschleifen verziert. Weißer Strohhut mit blauem Band und Blumen.
- Figur 4. Robe mit breitem, à plissé gefaltetem Volant aus eora-farbener chinesischer Seide. Ueberkleid aus eora-farbenerem Batist, mit Blenden und Fransen desselben Stoffes und mit gleichfarbiger Guipürespitze garnirt. Weißer Strohhut mit braunem Band und blauer Feder.
- Figur 5. Anzug für Mädchen. Kleid mit breitem Volant nebst Ueberkleid aus hell- und dunkelgrauer Popeline, letzteres ist mit schottischer seidener Schärpe gefasst. Bluse von gefaltetem Mull.

Correspondenz.

- Edelweiß V. K. in A. Wir können Ihnen an dieser Stelle keine detaillierte Beschreibung geben. Wählen Sie unter den Haarfrisuren auf Seite 221 d. Z.
- Dolorosa in K. Ein sinniges Andenken für eine Freundin könnten wir Ihnen nur in dem Falle bezeichnen, wenn uns die Sinneseart dieser Freundin bekannt wäre. Sie müssen es selbst erfinden.
- Langjährige Abonnentin in C. Die neuesten Modenmodelle werden Sie in der nächsten Nummer des Bazar finden.
- M. N. in N. Die gewünschten Modelle sind auf Seite 274 des Bazar 1871 erschienen. Sie werden dieselben leicht etwas vergrößern können.
- Math. H. in W. bei W. Rod und Weste für Herren brachte der Bazar d. Z. auf Seite 140; hinsichtlich eines Weinkleides wenden Sie sich an einen Herrenschneider.
- G. B. in Kippstadt. Ihr Wunsch ist notirt.
- C. v. R. in Br. Wickelbänder auf Seite 156 d. Z. Das Korbbedeckten können Sie vielleicht in der Weise des Deckens Nr. 52 auf Seite 192 des Bazar von 1871 herstellen.
- Schwarzes Augenpaar in W. Ja.
- D. S. in D. bei L. Wir müssen Sie bitten sich deutlicher zu erklären, Ihr Wunsch ist uns unverständlich.
- Junge Freundin und alte Abonnentin. Lachsrosen oder saumon ist ein mattes, gelbliches Hellrosa, wie es das Fleisch vom gekochten Lachs oder Salm zeigt.
- Glückliche Braut in Thür. Ein weißes Mullkleid ist entschieden vorzuziehen.
- S. M. in K. Unter den demnächst erscheinenden Modenmodellen werden Sie auch den Schnitt eines Herrenhemdes finden.
- Ein ostriechisches Kornblümchen. Sie können das Kleid mit blauer Garnitur herrichten und es in ähnlicher Weise arrangiren wie das Kleid Nr. 48 und 49, Seite 223, oder Nr. 57 und 58, Seite 192 des Bazar d. Z. Das letztere Arrangement läßt sich einfacher ohne die 3 oberen Frisuren auf der vorderen Bahn herstellen.
- Dorfbewohnerin. Plümeau nennt man ein kleines Federbett, welches zur größeren Wärme noch über die Steppdecke gedeckt wird. Es wird je nach den Verhältnissen einfacher oder reicher hergestelt; die eleganten haben ein Füllt von rother Seide, einen Ueberzug von weißer Leinwand, verziert mit durchbrochener Stickerei.

W. T. in W. Leinene Kragen und Manschetten werden nach der Wäsche in mäßig dicker Stärke getaucht, welcher man etwas Stearin oder das Stärke-Bulgar-Präparat von Strube beigemischt hat. Sobald sie trocken geworden, taucht man sie abermals in rohe, mit kaltem Wasser gelöste Stärke. Dann werden sie einzeln auf eine Unterlage von Flanell gebreitet und, nachdem man ein Stück feines Zeug darüber gedeckt hat, mit heißem Eisen plättet. Zuletzt entfernt man das Zeug und plättet jedes Stück nochmals nach dem Fadenlauf.

L. v. A. in S. Beim Waschen von Flanell, gestrickten und anderen Wollstoffen verfährt man folgendermaßen: Gallseife wird zerschritten, getocht und verquirt und die Stoffe in der lauwarmen Waschlöslichkeit gewaschen; dies wiederholt man mit neuem Gallseifenwasser noch ein bis zwei Mal. Für ein Kleid genügen ungefähr zwei Stückchen Gallseife, wie sie in jedem Seifenladen käuflich sind. Dann spült man die Stoffe schnell hintereinander zweimal in weichem Wasser klar und hängt sie zum Trocknen auf. Für gefärbte wollene Sachen ist Quillharinde ein ganz vortreffliches Waschmittel. Die Rinde wird mit warmem Wasser übergossen, einige Stunden lang stehen gelassen, durchgeseiht und in der erhaltenen Flüssigkeit die Stoffe ganz wie bei der Gallseife angegeben gewaschen.

Aurora v. L. in G. . . . g. Rein, es gibt außer weißer Gesichtschminke kein Toilettenmittel, Leberflecke zu verdecken.

Haideltraut. Harzflecke kann man aus Tuch leicht mit einer Mischung von gleichen Theilen höchstrectificirten Weingeist und Steintohlenbenzoe entfernen.

Rose am Alfenfund. Wasserflecke in grünem Stoffe lassen sich durch fein Zedernholz entfernen, da an jenen Stellen die Appretur der Seide durch das Wasser fortgenommen ist; schiden Sie den Stoff in eine chemische Reinigungsanstalt.

A. A. S. in D. Ueber die Bereitung von Wurst, das Pökeln von Fleisch etc. finden Sie Anweisung und Recepte in dem Schriftchen von F. Cypner „die deutsche Wurstfabrikation“ (erschienen 1870 bei B. F. Voigt in Weimar).

Eine langjährige Abonnentin. Silberdrahtfransen reinigen Sie mit Salmiakgeist, nachherigem Abspülen mit reinem Wasser und Abtrocknen.

Wade von R. Sutin de Boutemard und Hartung sind zwei Doctoren, die nur auf den Etiquetten der Zahnseife, beziehungsweise der Kräuterpomade, welche diesen Namen trägt, existirt haben. Beide entsprangen der Fabrik des weiland wegen seiner Rheumatismskuren bekannten Goldberger in Berlin. Es sind beide Mittel übrigens sehr harmloser Natur.

A. Das Englische Haarwasser des Apotheker Wächte in Breslau enthält neben Glycerin und Schwefel auch Bleizucker, wir warnen Sie des-

halb vor fernem Gebrauch desselben. — Wenn Sie den Kopf mit Pottasche oder Seife gewaschen haben, können Sie das Haar getrost einölen.

J. F. 14. Die Reizbarkeit in den Ohren des Pudels wird sich verlieren, wenn Sie dem Thiere zeitweilig eine Mischung aus 1 Theil Carbolsäure in 100 Theilen Probenecröl ins Ohr träufeln.

Langjährige Abonnentin aus Oberösterreich. Sie werden die gewünschten Angaben in der kleinen Schrift von J. Sander „praktische Anweisung, Blumen, Gräser und Pflanzen mit Verbeibehaltung ihres natürlichen Aussehens künstlich zu trocknen und aufzubewahren etc.“ (1871, Verlag von Enders in Reuttsheim, Preis 4 Silbergroschen) finden.

S. S. Graz. Es ist wohl möglich, der Entziehung von Blatternarben durch eine vernünftige Behandlung während der Krankheit vorzubeugen, nicht aber nachträglich das Gesicht von den entstellenden Narben zu befreien.

Jr. B. K. in Wien. Weinpresse neuester Construction erhalten Sie in Wien bei Weidenbusch und Koch, Sernals, Vohenbaurgasse 12; durch dieselbe Firma werden Sie auch den Stampapparat beziehen können.

Ziebnenjäährig. Gelbgewordene Seidenfransen werden zuerst in lauem Seifenwasser vorsichtig so lange hin und her geschwenkt, bis sie rein sind und dann noch feucht in eine Mischung von 2 Theilen grüner Seife (Schälseife) und 1 Theil Wasser getaucht. Wenn die Seide von diesem Seifenleim gehörig durchzogen ist, wird sie herausgenommen und muß gut abtropfen; dann wird sie geschwefelt. Nach dem Schwefeln wird die Seide in weichem Wasser wiederholt gespült. Den höchsten Glanz der Weiße gibt man der Seide durch schwaches Bläuen mit Indigoearmin.

Gr. G. S. An dem Auftreten der Mieser trägt jedenfalls das Verstopfen der Hautporen durch den Gebrauch des Puders die Schuld; wir raten daher wenigstens vorläufig durch Entfernung der Urjache das Uebel nicht noch größer zu machen. — Eine Vorschrift zu einem unschädlichen absorbirenden Pulver lautet: 12 Theile feinstes Weizenmehl werden mit 2 Theilen Weizenwurzelpulver gemischt und die Mischung mit beliebigen ätherischen Oelen (Rosenöl, Bergamottöl, Citronenöl etc.) parfümirt.

W. Ch. Um die Mottenbrut aus Pelswerk zu vertilgen, erhitze man feinen staubfreien Sand so stark, daß man nicht mehr die Hand in demselben leiden kann, aber auch wieder nicht so hoch, daß der Sand das Pelswerk verjengen würde. Dieser Sand wird langsam auf dem Pelswerk hin- und hergerollt, indem man ihn zwischen die Haare hindurch auf die Haut gelangen läßt. — Gepolsterte Möbel schützt man vor Motten, wenn man das Polstermaterial mit einer schwachen Auflösung von Picrinäure in Wasser (1 zu 100) tränkt und dann trocknet. — Ein Mottenspiritus für Kleider etc. besteht in 12 Theilen Tinctur aus spanischem Pfeffer in

welcher man je 1/2 Theil Kampher, Lorbeeröl, Bergamottöl, Nelkenöl und Terpentintöl auflöst. — Die größten Feinde der Motten sind Zugluft und das häufige Ausklopfen der Gegenstände, welche man schützen will.

C. S. Das aus dem zur Probe eingesendeten Stoff gearbeitete Kleid kann ganz unzertrennt in die chemische Waschanstalt geschickt werden; es wird aus derselben wie neu erscheinend hervorgehen.

C. S. in N. Das Verlaufen der Farben der in Gelb und Weiß gestrickten Baumwolldecke durch die Wäsche läßt sich durch kein Mittel verhindern; wir raten, die ganze Decke einfarbig, z. B. türkisroth, auffärben zu lassen.

Weichen in Oberungarn. — **W. C. in W.** — **W. v. S.** Die Aerzte haben Recht, wenn sie Ihnen den Trost spenden, daß voraussichtlich in ein paar Jahren die Feindplage ein Ende haben wird; sorgen Sie inzwischen für gehörige und unausgesetzte gepflegte Hautcultivir, baden Sie oft warm, setzen Sie dem Bade aromatische Kräuter (Lavendel, Rosmarin, Majoran, Thymian) hinzu und reiben Sie das Gesicht mit einer Salbe aus einem Eßlöffel voll Honig, zwei Eßlöffeln Bierhefe und ebensoviele Weizenmehl ein. Diese Salbe wird einige Zeit auf der Haut gelassen und dann mit Seifenwasser abgewaschen. — Pasta Pompadour ist weiter nichts als Colcream, vermischt mit feingeriebenen Mandeln.

Abonnentin W. C. in L. Die eingesendete Zeugprobe ließ sich sowohl chemisch (d. h. mit Benzol) wie mit Gallseife reinigen, ohne daß dadurch die Farbe angegriffen wurde, doch ist die chemische Reinigung wegen der Appretur vorzuziehen.

Er. K. in München. Die einfachste Art und Weise, sich einen wohlriechenden Toiletten-Essig selbst zu bereiten, ist die, daß man zu 30 Theilen Eau de Cologne 1 Theil Essigsäure mischt. Weicheneisig bereitet man durch Mischen von 2 Theilen Essig de Cassie, 1 Theil Esprit de Roses triple, 1 Theil Weichenwurzelinctur und 8 Theilen feinstem Weineisig. Mit Recht verwirft man heute den täglichen Gebrauch der Toiletten-Essige, da diese sich der Haut durchaus feindlich erwiesen haben, als Räuchermittel sind dagegen die aromatischen Essige sehr zu empfehlen. Ein solcher Räucheressig kann dargestellt werden durch Mischen von 20 Theilen Räucherinctur, 1 Theil Essigäther, 2 Theilen Rosenwasser, 2 Theilen concentrirten Essig. — Räucherinctur bereitet man durch Mischen von 2 Theilen Perubalsam, 8 Theilen Benzoininctur, 12 Theilen Eau de Cologne, 1/20 Theil Moschustinctur und 1/2 Theil Essigsäure. — Einen zur Desinfection der Luft in Krankenzimmern sehr zu empfehlenden Carbolsäure-Desinfectionsessig bereitet seit Jahren die grüne Apotheke in Berlin, Chausseestraße 21.

